

Digitales Brandenburg

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

Wanderungen durch die Mark Brandenburg

4 Bände

Die Grafschaft Ruppin

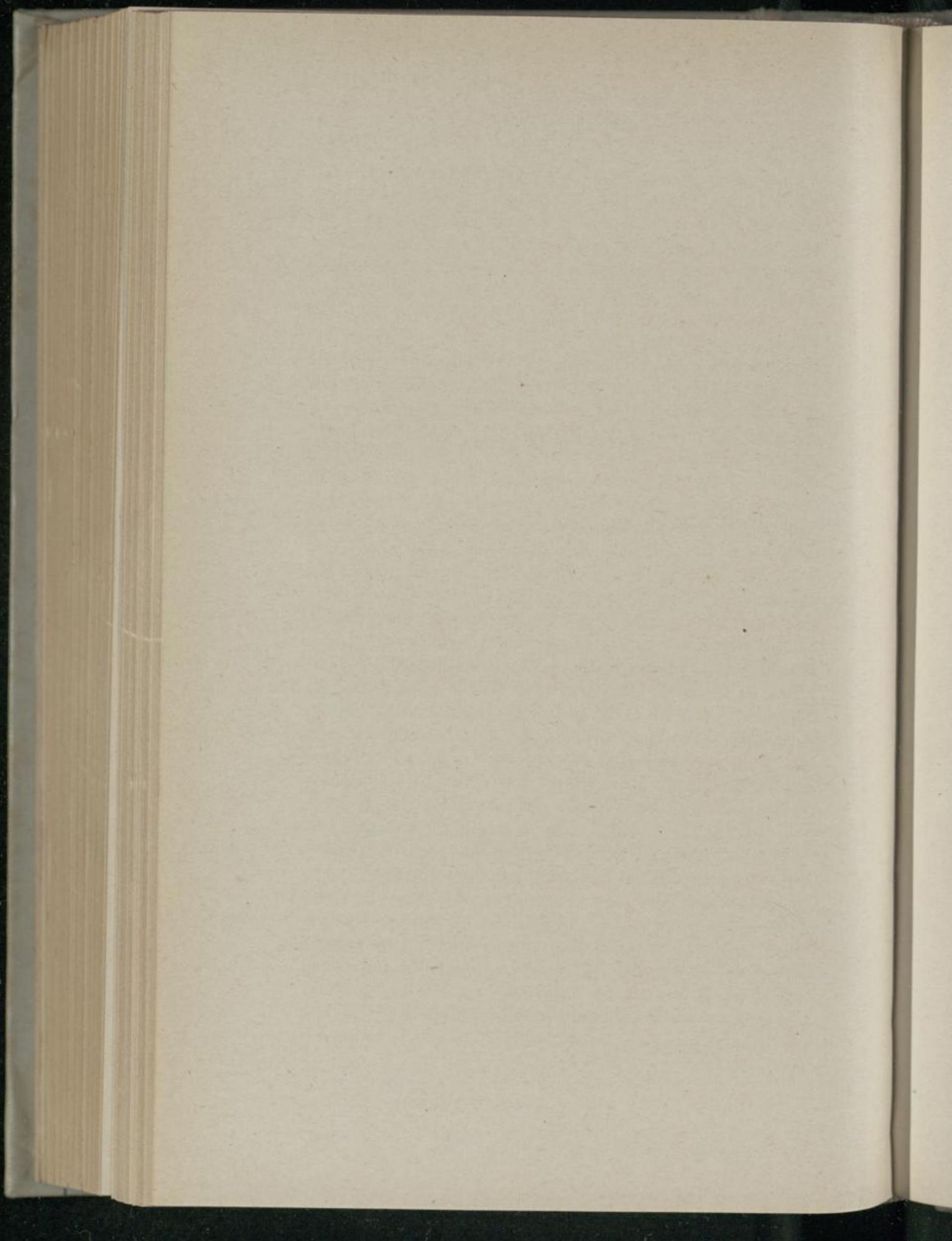
Fontane, Theodor

Naunhof [u.a.], 1940

Auf dem Plateau

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-7007

Auf dem Plateau



Ganzer

Wohl hab' ich euer Grüßen,
Ihr Ahnen mein, gehört,
Eure Reihe soll ich schließen,
Wohl mir, ich bin es wert.

Mit Tramnitz haben wir unsre Wanderungen an „Nhin und Dosse“, will sagen am Süd- und Westrande der Grafschaft beendet und nunmehr die große Straße auffuchend, die über das Plateau hin in gerader Richtung von Westen nach Osten führt, kehren wir zunächst bis an den Ruppiner See, dann über diesen hinaus bis an die östliche (uckermärkische) Grenze der Grafschaft zurück. Die Dörfer und Städte, die wir auf dieser Mittellinie berühren werden, sind Ganzer, Gottberg, Krenklin, Lindow und Gransee.

Zunächst Ganzer — ein alter Besitz der Familie Wahlen-Jürgass — eine Meile östlich von Neustadt, zwei Meilen westlich von dem Alt-Zietenischen Wustrau gelegen! Die dreihundertjährigen Beziehungen zwischen diesen beiden alten Familien, vor allem das Ansehen, das die Jürgasse seit den Tagen Hans Joachims von Zieten aus ihrem Versippt- und Verschwägertsein mit der berühmten Nachbarfamilie zogen, diese Beziehungen, sag' ich, sind es in erster Linie jetzt, die unsere Schritte nach Dorf Ganzer lenken, um Ausschau zu halten nach allem, was von den Jürgassen geblieben ist, nach Haus und Hof oder — nach Grab und Kreuz.

Beide Familien, die Zieten und die Jürgass, waren recht eigentlich Ruppinsche Geschlechter, seßhafte Leute, die durch die Jahrhunderte hin schlicht gelebt und treu gedient und den Boden ihrer Väter in Ehren gehalten hatten. Hans Zieten zu Wildberg (nur eine Viertelmeile von Ganzer) war, wie schon in unfrem Wustrau-Kapitel hervorgehoben, geschwornener Rat des letzten Grafen zu Ruppin und begleitete ihn nach Worms auf den großen Reichstag (1517); um dieselbe Zeit aber saßen auch schon die Jürgass auf Ganzer und werden 1525 urkundlich genannt. Von da ab gehen beide Nachbar-

familien in Leid und Freud mit- und nebeneinander, um schließlich auch, wie ein altes Paar, gemeinschaftlich in den Tod zu gehen. Um anzudeuten, wie vielfach beide Familien verschwägert waren, stehe hier nur folgendes: Die Mutter des berühmten alten Zieten war Isabe Katharina von Jürgasch aus dem Hause Ganzer (geb. 1666) und die erste Frau des alten Zieten war wiederum eine Jürgasch (Leopoldine Judith, geb. 1703). Aus dieser Ehe zwischen Hans von Zieten und Judith von Jürgasch wurde eine Tochter geboren: Fräulein Johanna von Zieten, die sich mit Karl von Jürgasch vermählte, der selbst wieder ein Sohn Joachims von Jürgasch aus seiner Ehe mit Luise von Zieten war.

Man wird an diesem einen Beispiel erkennen, daß die Verwandtschaft zwischen den beiden Familien eine oft fünf- und sechsfache und in ihren verschiedenen Graden nicht mehr zu verfolgen war. Es waren nur noch zwei Familien dem Namen nach, während längst dasselbe Blut in den Adern hüben wie drüben floß.

Ganzer, der alte Herrnsitz der Wahlen-Jürgasch, ist um eben dieser Familie willen ein Dorf von einem gewissen spezial-historischen Belang, aber nicht minder fast gewährt es rein äußerlich durch Erscheinung und Bauart ein topographisches Interesse. Es ist nämlich ein noch übriggebliebenes Musterstück aus jener Zeit her, wo ein Dorf nicht aus einem Rittergute, sondern in den meisten Fällen aus zwei und vier und selbst sechs Edelhöfen bestand, die dann freilich ihrer Ausdehnung wie ihrer Erscheinung nach mehr einem Bauernhose als einem Rittergute glichen. Auch Ganzer gehörte in alter Zeit vier Familien: von Jürgasch, von Rohr, von Kröcher und von Wuthenow, aber aus dieser Vierteilung wurde später eine Zweiteilung, indem der ganze Grundbesitz durch Kauf oder Tausch oder Erbschaft an die Rohr und die Jürgasch überging. Das war ohngefähr zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, und das Dorf nahm allmählich den Charakter eines zweigeteilten Besitzes an. Diesen Charakter hat es sich bis diesen Tag in einer so markanten und zugleich so malerischen Weise gewahrt, wie mir kein zweites Beispiel in der Grafschaft bekanntgeworden ist.

Wir halten vor der breiten Dorfgasse und schwanken, ob wir unser Fuhrwerk nach links oder rechts lenken sollen, denn einander gegenüber stehen zwei Krugwirtschaften, beide mit dem üblichen Vorbau, beide mit Stehkrippen und beide mit einem Wirt in der

Tür. Wir entscheiden uns endlich für links und sind, ohne es zu wissen, auf der Rohrschen Seite gelandet.

Die Dorfgasse macht die Grenze, was links liegt, ist Alt-Rohrscher, was rechts liegt, Alt-Jürgasscher Besitz. Jede Seite hat ihren Krug, ihr Herrenhaus, ihren Park, nur die Dorfgasse ist das Gemeinschaftliche und Kirche und Kirchhof.

Wir haben im Krug ein Gespräch angeknüpft und über die beiden alten Herren von Jürgass (es waren zwei Brüder) zu plaudern gesucht, die nun seit dreißig Jahren und darüber das Zeitliche gesegnet haben, aber sei es, daß unser Wirt, als „Rohrscher“, sich um die Jürgasse von drüben niemals recht gekümmert hat, oder sei es, daß all die Aussaaten und Ernten, die zwischen jetzt und damals liegen, die Bilder der beiden alten Herren in seiner Erinnerung abgeblaßt haben, gleichviel seine Mitteilungen beschränken sich darauf, „dat de een en beten streng wör“ und „dat de anner et ümmer wedder good maken un 'nen Daler gewen däh, wenn de Broder to streng west wör. Aber“ — so schloß er — „he däh et so, dat de Broder nix merken künn.“

Wir verabschieden uns nun und treten in die malerische Dorfgasse hinaus. Prachtige alte Bäume: Pappeln und Eichen, Kastanien und Nüstern, dazwischen Ebereschensbäume mit ihren lachenden roten Beeren fassen den Weg ein und geben Schatten. Links vom Wege, von hohen Ulmen und Linden rings umstellt, schimmern die weißen Wände des alten Rohrschen Herrenhauses zu uns herüber, ein weitschichtiger, ungeschlachter Fachwerkbau mit schwerfälligen Flügeln und Doppeldach, halb gemütlich, halb spukhaft, je nach der Stimmung, in der man sich ihm nähert, oder je nach der Beleuchtung, die um die Kronen der alten Ulmen spielt. Dem Rohrschen Herrenhause folgen Kirche und Kirchhof, ebenfalls zur Linken des Wegs und von der Dorfstraße etwas zurück gelegen. Schulhaus und Predigerhaus flankieren die Kirche, zwischen den beiden Häusern aber breitet sich ein Garten aus, der nach hinten zu leise ansteigend sich zwischen den Gräbern des Kirchhofs verliert. Dazu Baumesrauschen und Bienensummen, — träumerisch verfolgt man die Steige des Gartens, bis man plötzlich, statt zwischen Beeten zwischen Gräbern steht. Unwissentlich, ohne eine Grenze bemerkt zu haben, hat man den Schritt aus Leben in Tod getan.

Die Kirche, die mit dem Chor nach der Straße zu steht, ist ein

alter gotischer Bau mit einem Schindelturm aus späterer Zeit; eingehüllt in Efeu und hier und da von Geißblatt umrankt steht sie da, eine echte alte Dorfkirche, wie sie Sinn und Herz erfreut. Das Innere ist einfach und erhält nur durch die Zweiteilung, der man beim Eintreten sofort begegnet, wieder einen bestimmten Charakter. Links die Rohrsche, rechts die Jürgasssche Seite; links ein paar Rohrsche Galanteriedegen aus der Zeit der Zöpfe und Perücken, rechts ein Jürgassscher Säbel und Federhut aus der Zeit der Freiheitskriege; links eine Rohrsche Familiengruft, rechts eine Jürgasssche. Die Jürgasssche Gruft ist mehr eine Grabkammer in gleicher Höhe mit dem Kirchenschiff, so daß man durch ein Fensterchen die aufgeschichteten Särge erblickt; nirgends Bild oder Schmuck. Anders die Rohrsche Gruft; oberhalb der Tür ist die Marmorbüste eines Rohr aufgerichtet, eine treffliche Arbeit (vielleicht von Glume), die wohl verdient hätte, durch eine andere Inschrift als die folgende eingefast zu werden: „Bedaure und verehere billiger Wandersmann hier noch die Asche eines Ruhmwürdigen, eines im Leben Gerechten, im Tode Unverzagten, dessen Rath Land und Leuten treulich gerathen, aber wider des Todes allgemeinen Einbruch als eines Landraths (d. h. trotzdem er ein Landrath war) nichts vermochte. Seine Schwachheit und Stärke siegen zugleich. Seine Stärke durch weisen Rath wider die Unsterblichkeit. Darum stößt die Fama durch Posaunen noch seinen Ruhm aus und die flüchtige Zeit kann seine ruhmwürdigen Thaten nicht verbergen noch zernichten. Sein Lorbeerkranz grünt mitten unter Cypressen und sein Palmbaum trägt Früchte in Apollens Garten, wo Mars ihm von ferne steht und den Zutritt scheuet wie ein Unbekannter. Die Schwachheit siegt durch's Alter und trägt die Krone des Lebens im Glauben davon am Ende¹.“

¹ Einzelne Stellen dieser Grabschrift sind völlig unverständlich; am schönsten ist unbedingt der Passus, wo Mars in seines Nichts durchbohrendem Gefühle sich geniert, dem alten Rohr unter die Augen zu treten. Alle diese Inschriften, in denen der Lebensberuf des Hingeschiedenen zu allershand Wortspielen benutzt wird (hier also „Landrat“), haben ihr unerreichtes Vorbild in der berühmten Postmeistergrabschrift zu Salzwedel. Sie lautet: „Eile nicht, Wandersmann! als (wie) auf der Post; auch die geschwindeste Post erfordert Verzug im Posthause. Hier ruhen die Gebeine Herrn Matthias Schulzen, Königl. Preussischen 25jährigen, unterthänigst treu gewesenen Postmeisters zu Salzwedel. Er kam allhier 1655 als ein

Die Jürgassche Gruft ist ohne Schmuck und Bild, aber draußen auf dem Kirchhof zwischen Blumen und Gräbern steht ein mächtiges Monument, das nicht einem einzelnen Toten, sondern dem ganzen aus diesem Leben geschiedenen Geschlechte errichtet ist. Die beiden letzten Jürgasse, „de strenge un de gode Herr“ wiesen in ihrem Testamente eine bedeutende Summe zur Ausführung desselben an, und mit Gewissenhaftigkeit sind die Testamentsvollstrecker diesem letzten Willen nachgekommen. Es ist kein Grabmal, sondern ein Monument („dem Andenken der Familie von Jürgass errichtet“) und stellt eine nach allen vier Seiten hin geöffnete Nische dar, in der gesenkten Blickes ein Engel des Friedens steht. Der ganze Bau besteht aus drei Etagen, aus einem hohen Postament von Sandstein, das zunächst einen Eisenwürfel, und auf dem Würfel die Engelsgestalt und die gotische Nische trägt. Der Eisenwürfel ist mit Inschriften überdeckt. Was im Durchlesen dieser Inschriften am meisten überrascht, ist das, daß die beiden letzten Jürgasse einer überaus zahlreichen Familie angehörten (es waren acht Brüder und eine Schwester), daß aber alle acht Brüder starben ohne Kinder hinterlassen zu haben — ein neuer Beweis, daß der Prozeß des Lebens nach frischem Blut verlangt.

Von den Inschriften mögen hier nur die beiden stehen, die auf lang oder kurz hin die Namen der beiden letzten Jürgasse der Nachwelt erhalten werden.

Auf dem Seitenfeld zur Linken lesen wir wie folgt: „Herr Alexander Constantin Maximilian von Wahlen-Jürgass, Königlich Preussischer General-Lieutenant von der Cavallerie, Droßt zu Stückhausen, Ritter vieler hoher Orden, Erbherr auf Trieglitz, geboren den 15. Junius 1758 zu Ganzer, focht von 1778 bis 1816 in allen Preussischen Kriegen, wohnte 26 Schlachten und Hauptgefechten bei, ward bei Hainau durch den Schenkel und bei Ligny durch die

Fremdling an. Durch die heilige Taufe ward er in die Postkarte zum himmlischen Canaan eingeschrieben. Darauf reisete er in der Lebens-Wallfahrt durch Schulen und Akademien mit löblichem Verzug. Hernach bei angetretenem Postamte und anderen Berufsforgen richtete er sich nach dem göttlichen Trostbriefe. Endlich bei seiner Leibes-Schwachheit, dem gegebenen Zeichen der ankommenden Todespost, machte er sich fertig. Die Seele reisete den 2. Junius 1711 hinauf in's Paradies, der Leib hernachmalen in dieses Grab. Gedanke Leser bei Deiner Wallfahrt beständig an die Prophetische Todespost Jes. 38, 1.“

Brust geschossen. Ein Muster der Tapferkeit und der Herzensgüte, geehrt und geliebt von seinem Könige und von jedermann, starb er zu Ganzer den 8. November 1833.“ (Dies ist „de gode Herr“. Weitere biographische Notizen, namentlich über seine militärische Laufbahn, gebe ich in den Anmerkungen. Ubrigens bemerke ich schon hier, daß das obengenannte Familiengut Trieglitz und nicht Triepilag heißt, wie man gelegentlich gedruckt findet. Triepilag, wie wir wissen, ist ein Alt-Rohrsches Gut.)

Auf dem Seitensfelde zur Rechten begegnen wir einer doppelten Grabschrift, und zwar der des letzten Jürgaß und seiner Gemahlin, der letzten Zieten. Die erste Inschrift lautet: „Franz Carl Wilhelm Rudolf von Wahlen-Jürgaß, Erbherr auf Ganzer und Trieglitz, ward geboren den 14. September 1752 zu Ganzer, und verstarb daselbst im 82. Jahre, den 26. Juni 1834, als das letzte Glied seiner Familie. Er war der treueste Freund seiner Freunde, und alle, die ihn näher kannten, schätzten ihn hoch.“ (Dies ist der ältere Bruder, „de en beten streng wör“.) Die andere Inschrift lautet: „Frau Johanna Christiana Sophie von Wahlen-Jürgaß geborne von Zieten aus dem Hause Wustrau, ward geboren den 23. Januar 1747 und ehelich verbunden am 23. October 1776 mit Carl von Wahlen-Jürgaß, Erbherr auf Ganzer und Trieglitz. Ein Muster weiblicher Tugenden und Größe entschlief sie sanft den 7. Juni 1829.“

Diese Frau, die letzte Zieten aus dem Hause Wustrau ist es, die uns hierher geführt hat, und voll Erwartung, in dem Dorfe, dem sie so lange angehört, noch ihrem Andenken zu begegnen, treten wir jetzt von dem Kirchhof aus in die Dorfgasse zurück und setzen unsere Wanderung bis zum alten Herrenhause der Jürgaß fort. Ein Heckenzaun trennt das Haus von der Gasse, rechts lehnen sich die Wirtschaftsgebäude und links die Bäume des Parks so dicht wie möglich an die Giebel und geben ein freundliches Bild, aber zugleich ein Bild äußerster Schlichtheit. Wären nicht die Edeltannen des Parks und die Malven, die in allen Farben ein Stück englischen Rasen umstehen, man würde eine einfache Pächterswohnung, aber keinen Edelhof hinter diesem Heckenzaun vermuten. Eine Pächterswohnung ist es nun freilich jetzt. Wir treten ein und werden bestens bewillkommt; die junge Frau vom Hause kommt unsrer Neugier freundlich entgegen, zeigt uns Küch' und Keller, auch das Zim-

mer, wo General Blücher geschlafen², und führt uns endlich in den Park hinaus, auf dessen sonnigem Rasenplatz die Schatten der leise bewegten Zweige hin und her tanzen. Wir nehmen Platz unter einer breitblättrigen Platane, wo Tisch und Bank zum Plaudern einladen, und während neben Substantiellerem Milch und Blaubeeren auf den Tisch gestellt werden, gesellt sich eine Anverwandte des Hauses zu uns, eine schlanke Dame von nah an vierzig, mit dunklen Augen und feingeformtem Mund. Die junge Frau, die bis dahin die Kosten der Unterhaltung mühsam bestritten hatte, ist augenscheinlich froh über den eintreffenden Sukkurs und mit einem „Tante Helene weiß alles“ den Rückzug antretend, eilt sie ins Haus, um nach dem Rechten zu sehen. Da stehen wir denn nun, „Tante Helene, die alles weiß“ und ich, der ich wenigstens etwas wissen möchte, und begrüßen uns lächelnd und nehmen Platz. Es ist ein feines Gesicht mir gegenüber, mit jenem leisen Zug des Leidens, der so zum Herzen spricht. Sie nimmt den breiten Sommerhut ab, vielleicht, weil wir im Schatten sitzen, vielleicht auch, um die Fülle ihres schönen schwarzen Haares zu zeigen, und während sie mit dem roten Band des Hutes spielt, beginnen meine Fragen. Aber wir verirren uns immer wieder im Gespräch, bald sind wir in Wustrau bei den Zietens, bald in Trieplatz bei den Rohrs, und endlich reicht sie mir die Hand über den Tisch und sagt mit gewinnender Freundlichkeit: „Plaudern wir weiter heut, wie Zufall und Zunge es wollen; ich schreib' Ihnen — seien Sie unbesorgt, ich halte Wort.“

Und sie hielt Wort; nach Ablauf einer Woche erhielt ich folgenden Brief: „Ich habe sie gut gekannt, die Frau von Jürgaß, besser vielleicht als irgendwer. Sie nahm mich zu sich, als ich eine Waise geworden war; so kam ich aus dem Pfarrhaus, darin ich geboren war, ins Herrenhaus hinüber. Meine Mutter habe ich nie gekannt; sie starb bei meiner Geburt, aber hätte ich sie auch gekannt, ich hätte ihre Liebe nicht vermissen können, so gut wie die gnädige Frau war! Sie war sehr klein und sehr häßlich (denn sie war eine Zieten, und die Zietens sind immer häßlich gewesen), aber man mußte sich erst ordentlich fragen, ob sie hübsch oder häßlich sei, sonst sah man's nicht, weil sie so freundlich war. Sie hatte kleine

² In der Nacht vom 25. auf 26. Oktober war Blücher mit seinem Korps, das später nach tapfrem Widerstand in Lübeck kapitulieren mußte, hier in Ganzer.

blaue Augen, gelbe Löckchen und eine Adlernase, und auf den Löckchen saß eine Haube wie ein Turm; es ist wahr, sie sah altfränkisch und beinahe komisch aus, aber wer sie kannte, der lachte nicht, dazu war sie zu gut und zu gescheit. Sie hatte aber auch eine Schönheit, perlenweiße Zähne, die sie bis zuletzt behielt, und kleine weiße Hände, die mit Ringen überdeckt waren. Ich fühlte mich immer geehrt, wenn ich eine dieser Hände küssen durfte. Außer der hohen Haube auf ihrem Kopf trug sie Hackenschuhe mit hohen Absätzen. Mitunter, wenn ich die hohe Haube und die hohen Absätze sah, zwischen denen sich die kleine Frau bewegte, kam sie mir noch kleiner vor, als sie wirklich war. Sie liebte ihren Mann und verehrte ihren Schwager, den alten General, und beide vergalteten es ihr und trugen sie auf Händen. Es war ein Leben, wie ich es nie wieder gesehen habe, und ich habe doch viele Menschen und viele Häuser gesehen. In Winterzeit, wenn die Wege verschneit und die Freunde ausgeblieben waren, dann saßen wir oben im Ecksaal und spielten „Gesellschaft“. Frau von Jürgasß nahm Platz auf dem Sofa, die doppelarmigen Leuchter wurden angezündet, und ich durfte neben ihr sitzen auf einem Fußkissen, darauf der Alte Fritz gestickt war. War alles vorbereitet, so gab sie mir ein Zeichen oder Klingelte; dann mußte ich aufspringen und den General von Jürgasß anmelden. Der alte General trat dann wirklich herein, oder er erhob sich von seinem Stuhl, auf dem er bis dahin gefessen hatte und küßte der Gnädigen die Hand, fragte nach ihrem Befinden und nach ihres Bruders Befinden drüben in Wustrau, und ehe zwei Minuten um waren, waren sie im lebhaftesten Gespräch über die alte Zeit; alle Ereignisse, die sie seit fünfzig Jahren zusammen durchlebt hatten, wurden durchgesprochen wie etwas Neues, Fremdes, wovon man die Mitteilung wie eine Ehre ansehen und mit Dank und Teilnahme entgegennehmen müsse. Dann brachen sie plötzlich ab, lachten herzlich, schüttelten sich die Hände und holten das Dambrett herbei, um Schlagdame oder Tokadille zu spielen. Ich ängstigte mich damals mitunter, wenn ich auf dem Kissen saß und die beiden alten Leute so zeremoniell miteinander sprechen hörte; ich will nicht leugnen, ich dachte mitunter sie wären tot, und ihre Gespenster kämen zusammen, um an alter Stelle nach alter Weise zu sprechen; aber ich habe später in andern Häusern oft gedacht: „wenn hier doch Mann und Frau oder Frau und Schwager

ein ähnliches Gesellschaftsspiel spielen wollten“, und mir fiel dann das Wort ein, das Frau von Jürgasch einst zu mir gesagt hatte: „gute Gewohnheiten wollen geübt sein; sie rosten sonst ein und versagen den Dienst“. Dies zeremonielle Wesen schloß aber Freiheit und raschen Wiß nicht aus, und ich bewunderte sie aufrichtig, wenn sie die Honneurs des Hauses machte, sobald Besuch von den Gütern oder gar aus der Hauptstadt eingetroffen war. Sie war dann ganz die Tochter des alten Zieten, die unter dem großen König mit „zu Hofe“ gegangen war. Sie übersah die beiden alten Herren an Wiß und Wissen, und sie hätte es leicht gehabt, auf ihre Kosten die unterhaltende Wirtin zu machen, aber wenn beim Souper die alten Anekdoten von Hainau und Kagbach und Vater Blücher zum wer weiß wievielften Male erzählt wurden, so hörte sie aufmerksam zu und suchte nur durch eine geschickte Wendung der alten Geschichte eine neue Pointe zu geben, so daß die Gäste doch auch ihre Rechnung fanden. Sie war ganz ihres Vaters Tochter: klein, unansehnlich und unschön, aber fromm und mutig und pflichttreu wie er, und wie ihr Vater, so starb sie auch, ruhig, hochbetagt, ohne die Bitterkeit des Todes zu empfinden. Sie schief hinüber. Sie hat mir einen jener Ringe vermacht, mit dem ich als Kind spielen durfte, wenn ich neben ihr auf dem gestickten Kissen saß; aber es hätte dieses Zeichens nicht bedurft, um ihrer immer in Dankbarkeit zu gedenken.“

Am 7. Juni 1829 starb des alten Zieten Tochter, am 29. Juni 1854 starb des alten Zieten Sohn, der letzte Zieten der Linie Wustrau. Ein Feldstein von der Wustrauer Feldmark deckt sein Grab, das ein Lindenbaum überschattet, eine Inschrift fehlt; das Monument aber, das zu Ehren des letzten Jürgasch und seines mit ihm ausgestorbenen Geschlechtes errichtet ist, zeigt auf dem schmalen Eisenstreifen, der die vier Pfeiler der Nische trägt, den schönen Spruch: „Der Herr hat sie zu einem bessern Leben berufen, wo sie sich der Herrlichkeit unsres Erlösers erfreuen.“

Noch einmal:

Frau von Jürgasch geb. von Zieten

Zehn Jahre, nachdem das vorstehende Kapitel geschrieben und eine Charakterkizze der alten Frau von Jürgasch versucht wurde, ging mir von befreundeter Seite eine zweite, denselben Gegenstand

behandelnde Schilderung zu, die ich um ihrer vielen interessanten Züge willen, zugleich unter verbindlichstem Dank gegen die Einsenderin, hier folgen lasse:

„Als ich im Jahre 1818, eben verheiratet, nach dem Romberg'schen Gute Brunn in der Graffschaft Ruppin zog, lernte ich Frau von Jürgaß, die Tochter des berühmten ‚alten Zieten‘, auf ihrem benachbarten Gute Ganzer zuerst kennen. Sie war schon hochbetagt, und ich kann also von ihren Antezedenzien wenig oder nichts berichten. Ich weiß weder das Jahr ihrer Geburt, noch wo und wie sie ihre Kindheit und Jugendjahre verbrachte, nicht einmal an welchem der Berliner Höfe sie als Hofdame fungierte, bis sie sich, nicht mehr in der ersten Jugendblüte, mit ihrem fünf Jahre jüngeren Manne, dem damals sehr schönen, von ihr mit schwärmerischer Liebe geliebten Karl von Jürgaß vermählte und mit ihm auf sein nicht großes aber hübsches und einträgliches Landgut Ganzer zog. Oft erzählte sie mir später von der Verlegenheit, mit der sie sich, ein verwöhntes und jeder häuslichen Sorge völlig fremdes Hoffräulein, plötzlich an der Spitze einer großen Landwirtschaft gefunden, deren ganzer Betrieb ihr fremd gewesen sei. Schnell und energisch aber war ihr Entschluß gefaßt, sich alle zu ihrem neuen Berufe unerläßlichen Kenntnisse zu erwerben und sich (lieber als unwissend die Wissende und Befehlende zu spielen) ganz unbefangen in die Lehre ihrer tüchtigen Haushälterin zu geben, um nun gleichsam von der Pike an bis zur Hausfrau hinauf zu dienen. Keine Arbeit war ihr dabei so niedrig oder so schwer, daß sie sie nicht mit eigenen Händen angegriffen hätte, um sich ihrer ganz zu bemächtigen, jedem Dienstboten lernte sie die Kunstgriffe seines besonderen Amtes ab und gelangte so bald dazu, sich sowohl den klaren Überblick des Ganzen als die genaue Kenntnis jedes Details zu verschaffen. Ich denke, es war schon über Jahresfrist, als sie sich selbst das Zeugnis ausstellen konnte, Herrin der Situation geworden zu sein. Nun folgte der zweite energische Schritt; die gesamte Dienerschaft, von der obersten bis zur letzten Stufe, wurde mit einem Schlage entlassen und durch eine ganz neue und fremde Schicht derselben ersetzt, denn keiner im Hause sollte die Herrin als Schülerin gekannt haben, und ihrer alleinigen Autorität sollte durch die Kenntnis des Voraufgegangenen kein Abbruch geschehen. Nun ging es ans Befehlen und Selbstregieren,

und kein Feldherr hat wohl je seinen Stab sicherer geführt, als diese echte Soldatentochter ihn von nun an über ihren Hausstand führte. Bald war ihr Haushalt als der Musterhaushalt der Gegend bekannt, und alle jungen Hausfrauen rundum erholten sich Rat bei ihrer unbestrittenen Autorität. Dabei war ihr Haus bald das gastlichste in der für ihre Gastlichkeit berühmten Gegend, und hielt zugleich doch den einfachen Charakter der Zeit, sowohl für die Ausstattung der Zimmer, als für die zwar stets überreichliche aber nie künstlich verfeinerte Bewirtung fest. Zu Tisch ward man per carle auf eine ‚freundschaftliche Suppe‘ geladen, die sich dann freilich zu einer Masse von Gängen und Schüsseln erweiterte, aber meist nur treffliche Hausmannskost. Ein einziger alter Diener (Christoph) war das Faktotum des Hauses, und fehlte es an bedienenden Händen, so griffen die Hausmädchen zu. Mit patriarchalischer Naivetät benachrichtigte die treffliche Frau ihre Nachbarn und Nachbarinnen von den großen Wasch- und Schlachttagen, um in diesen ganz von ihr geleiteten Verrichtungen durch keine Besuche gestört zu werden; ja dem Wurstmachen räumte sie sogar ihre sehr einfach ausgestatteten Wohnstuben ein.

Als ich die treffliche Frau kennenlernte (die auch mir später eine mütterliche Ratgeberin ward), muß sie schon hoch in den Siebzigern gewesen sein, obgleich sie ihres Alters nie erwähnte, doch war sie noch in voller, rüstiger Lebenskraft, alle Jüngeren durch ihre Tätigkeit beschämend. Auch damals noch war sie stets die erste, die im Hause erwachte, ging umher, um alle Dienstboten aus dem Schlafe zu wecken, und erst wenn sie das tägliche Uhrwerk wieder im Gange sah, legte sie sich noch auf ein Stündchen wieder zur Ruh.

Sie war von kleiner, kräftiger, untersehter Gestalt, die unschönen Züge dem Standbild des alten Zieten auf dem Wilhelmsplaz wie aus den Augen geschnitten, der Ausdruck von Klugheit und Energie war durch den großer Herzensgüte und Freundlichkeit gemildert, wie ich auch nie gehört, daß sie ihre Autorität im Hause durch Strenge oder gar Härte unterstützt hätte. Sie regierte vielmehr nur durch Ernst und Konsequenz, vor allem durch ihr Beispiel und war von ihren Untergebenen, wie von allen Nachbarn und Freunden ebenso geliebt als verehrt. Von ihrer Frömmigkeit, dem schönen Erbteil ihres gottseligen Vaters, machte sie keine Worte, und alle Liebeswerke wurden in der Stille geübt.

Bei aller häuslichen Tätigkeit vernachlässigte sie nicht die Bildung ihres Geistes und ging stets mit der fortschreitenden Zeit, deren Erscheinungen sie mit dem lebendigsten Interesse folgte. Walter Scotts Romane zählten zu ihren Lieblingsunterhaltungen, und oft erinnerte sie selbst an manche originelle Gestalten aus denselben, besonders, wenn sie so eifrig und lebendig von einem Besuche Friedrich Wilhelms III. und der reizenden Königin Luise in Gänzer erzählte, als wäre es ein Vorgang von gestern her. Eine lila Flachsstaude im Garten, die die Königin Luise für ihre Lieblingsblume erklärt hatte, wurde fast ein halbes Jahrhundert hindurch von einem eisernen Korbgeflecht umfangen, sorgsam gepflegt und jedem Besucher gezeigt.

Ihre Unterhaltung war belebt und belehrend, und oft vom originellsten Humore gewürzt, wie sie denn durch und durch ein naturwüchsiges Original war. Wenn man sich ihrer Kräfte bei allen Anstrengungen wunderte, versicherte sie, das rühre von einem starken Beisatz von Schwefel in ihrem Blute her, und rieb sich zum Beweise die Hände, wobei ich indes von dem verheißenen Schwefelgeruch nie etwas wahrnahm.

Die Frische, Energie und Jugendlichkeit, die sie so bis ins hohe Alter bewahrte, gipfelte aber besonders in ihrer fast anbetenden Liebe zu ihrem Manne, der dieselbe mit großer Treue und etwas kühler Verehrung erwiderte. Bei Tische horchte sie nur auf seine Stimme, und wenn irgendein scherzhaftes Wort seines Mundes zu ihr herüberklang, so rief sie wie in unwillkürlichem Entzücken und mit strahlender Miene: „Himmlicher Jürgaß!“ „göttlicher Karl!“ — Nie werde ich den Zustand vergessen, in dem wir die wohl Achtzigjährige einst fanden, als sie die Nachricht erhalten, daß ihr Karl während eines Besuches bei seinem Bruder in Berlin heftig erkrankt sei, und sie nicht zu ihm dürfe! Mit Tränen überströmt, an allen Gliedern zitternd, ganz aus ihrer gewohnten festen und kräftigen Haltung hinausgeworfen, stand die alte Frau da, wie das Bild der Leidenschaft der jugendlichsten Liebe.

Einst gestand sie mir, daß sie an jedem Jahrestage ihrer Vermählung, in aller Stille immer ihr Hochzeitskleid unter ihrem einfachen Hausrock anlege, und daß auch ihre Halskrause dann den Schmuck und die Perlenschnur des Hochzeitsstaates vor aller Augen berge.

Sogar der Beifatz der Eifersucht fehlte dieser leidenschaftlichen Liebe nicht, doch warf sie sich nur auf den unschuldigsten Gegenstand, auf den von sieben andern einzig verbliebenen Bruder ihres Mannes, den als Held aus den Freiheitskriegen berühmten, mit den schwersten Wunden und den ehrenvollsten Orden bedeckten Generalleutnant von Jürgasß (‚die Erzellenz‘, wie sie ihn in tiefer Ehrfurcht stets nannte), der fast jeden Sommer zur Stärkung seiner erschütterten Gesundheit einige Wochen oder Monate in Ganzer zubrachte, wo denn die Brüder wie ein Paar Inséparables* vom Morgen bis zum Abend zusammen verkehrten, und sie sich als die Dritte im Bunde etwas beiseite geschoben fühlte. Auch verhehlte sie in ihrer großen Wahrheitsliebe nicht ihre jedesmalige, etwas wehmütige Scheu bei der Meldung dieses Besuches, und es war ein freundlicher Scherz unter den Nachbarn geworden, daß sie sich in ihren häuslichen Verpflichtungen bei Bewirtung der Erzellenz noch absichtlich steigere, um vor sich selbst und vor anderen den kleinen eifersüchtelnden Verdruß an dem Besuch zu bemänteln.

Diese Erzellenz selbst war aber der einfachste, anspruchloseste, kindlichste Heldengreis, der mir je vorgekommen, bedeutender als sein Bruder, bescheiden über seine Heldentaten, doch stets mit der Schwägerin auf ziemlich förmlichem Fuß. Ich habe nie etwas Kindlicheres und Naiveres gesehen als das zärtliche Verhältnis dieser beiden Brüder — besonders bleibt mir die harmlose kleine Whistpartie um Pfennige und Silbergroschen in Erinnerung, die sie jeden Abend in der Wohnstube vereinte (mit den kleinen, stets wiederkehrenden, und sie stets von neuem erheiternden Scherzen), die noch jahrelang nach dem Tode der im neunzigsten Jahre sanft entschlafenen Heldin dieser Erzählung fortgesetzt wurde, bald in Ganzer, bald in Brunn. Damals aber, wo die liebe Alte noch als stille Zuschauerin auf dem Sofa dabei saß, entweder ihren Walter Scott lesend oder mit mir oder einer anderen besuchenden Nachbarin plaudernd, ward dann ‚Pasterchen‘ (wie er stets genannt ward und dem Ruf auch stets willig Folge leistete) als vierter herbeigerufen oder Charlotte, das Hausmädchen, mußte als *homme de bois*** fungieren. So einfach waren die Zeiten und die Sitten des patriarchalischen Hauses!

* Unzertrennlliche. ** Strohmänn.

Kinder waren dem von Jürgasschen Ehepaar nicht beschieden; Frau von Jürgass sprach sich nie darüber gegen mich aus. Freundlich und teilnehmend war sie aber für jung und alt, und ein sehr lebendiger Sinn für Schönheit machte bei ihrem gänzlichen Mangel derselben einen doppelt wohltuenden Eindruck. So kann ich das in einem lauten ‚Ah!‘ sich Luft machende Erstaunen nicht vergessen, mit dem sie statt aller Begrüßung vor der reizenden Erscheinung der jungen Henriette von Röder, Gemahlin des späteren Generals Carl von Röder, stehenblieb, als wir ihr diese zum Besuch zuführten, und sie ihr in der Haustür entgegentrat. Jahrelang erzählte sie noch ‚von den langen, blonden Ringellocken, die die schönen Züge des durchsichtig-klaren Angesichtes umrahmend, auf das lila Gewand niederwallten‘ und ermahnte immer wieder, daß die schöne Frau ‚für die Akademie‘, wie sie sagte, gemalt werden müsse.

Während ihrer letzten Lebensjahre war ich leider aus der Gegend fern und weiß keine näheren Umstände über ihren Tod als das eine, daß es ein sanfter war.

Wie ihr energischer Charakter aus einem Stück, so war ihr ganzes Leben aus einem Guß, und ihre lautere Seele wird dort oben, in der ewigen Einheit des Wahren und des Guten, ihre Heimatstätte gefunden haben.“

Gottberg

Weiter rückt die Horde,
Und ausgestorben wie ein Kirchhof bleibt
Der Acker, das zerstampfte Saatsfeld, liegen,
Und um des Jahres Ernte ist's getan.

Schiller

Eine Meile östlich von Ganzer liegt Gottberg. Seit Beginn des vorigen Jahrhunderts wechselten die Besitzer mannigfach; bis dahin, namentlich während der Zeit der Reformation und des Dreißigjährigen Krieges war es ein Quitzowsches Gut. Nur dieser Zeitabschnitt interessiert uns hier, denn ihm gehören die Gottberger Kirchenbücher an (mutmaßlich die ältesten der Grafschaft Ruppin), die durch die handschriftlichen Aufzeichnungen aus ebendieser Kriegsepoche eine gewisse Celebrität erlangt haben.

Ehe ich jedoch zu diesen Büchern und ihren Aufzeichnungen übergehe, schicke ich ein Gesamtbild der damaligen Lage, selbstverständlich nur soweit unsere Grafschaft in Betracht kommt, voraus. Es handelt sich dabei um den Abschnitt von 1630 bis 1638. Bis zu diesem Zeitraum waren die Drangsale verhältnismäßig gering (nur 1627 hatten die Dänen und bald darauf auch die Wallensteinschen im Lande gehaust); nach diesem Zeitraum aber scheinen die Kriegszüge in diese Gegenden, wenigstens alle größeren Unternehmungen, schon aus dem Grunde unterblieben zu sein, weil eben alles ausgefogen war. Die Hälfte der Dörfer existierte nur noch dem Namen nach. Ich gebe nun die Einzelheiten meiner Skizze in chronologischer Reihenfolge.

Die Grafschaft Ruppin von 1630 bis 1638

Im August des Jahres 1630 trafen die Schweden mit 2000 Mann Kavallerie und einem ansehnlichen Korps Infanterie in der Grafschaft ein und besetzten Neuruppin. Im Dezember erschienen zwar die Brandenburger, die zum Kaiser hielten, vor der Stadt, waren aber viel zu ohnmächtig, um den Schweden den Besitz derselben streitig machen zu können. Endlich rückten die letzteren freiwillig ab.

Raum hatten die Schweden sich entfernt, als Tilly im Februar 1631 mit einer Armee aus dem Magdeburgischen eintraf. In jeder Stadt unserer Grafschaft, wo Tilly lag, erhielt der Kapitän monatlich 54 Taler, der Leutnant 20, der Fähnjunkler 16 Taler, damals sehr große Summen. In demselben Jahre brach die Pest aus. In Neuruppin starben 1600, in Lindow 400 Menschen. Jeremias Ludwig, nachheriger Prediger zu Banzendorf, war damals auf der Ruppiner Schule und hat im genannten Jahre 800 an der Pest Gestorbene öffentlich zu Grabe gesungen. 1632 war das Land so unsicher, daß die Ruppiner, als sie ihren neuen Rektor von Pritzwalk abholen ließen, zuvor um eine Sauvegarde von kurfürstlichen Reitern baten.

1634 kam das kursächsische Kavallerieregiment des Obristleutnants von Nochow auf kurfürstlichen Befehl nach Ruppin in Garnison; im Dezember 1635 aber rückte Feldmarschall Bannier mit seinen Schweden in Stadt und Grafschaft ein, nachdem er die Sachsen und Kaiserlichen bei Dömitz geschlagen hatte. Zwei Generalstäbe, die hohen Offiziers der ganzen Armee, das Zabeltißsche Infanterieregiment und vier Brigaden zu Fuß, jede Brigade zwei Kompanien stark, erhielten ihre Quartiere in Neuruppin. Die Not war bei dem zügellosen Verhalten der Soldaten so groß, daß es zuletzt an allem fehlte. Sogar Abendmahlswein war nicht mehr in Ruppin zu haben. Man mußte einen Boten deshalb nach Wittstock schicken; aber geplündert kam er zurück.

Im September folgenden Jahres (1636) erschien der kaiserliche Generalfeldzeugmeister Marazin im Ruppinschen und behandelte die Stadt ziemlich milde. Nach ihm kamen die Sachsen unter Generalmajor von Wolframsdorf und „raubten und plünderten wie gewöhnlich“. Den Sachsen folgte der kaiserliche General Graf Hans von Gög.

Dann kam wieder ein Pestjahr. Im Juli und August 1638 griff sie am weitesten um sich. Ganze Familien, ganze Straßen, ganze Dörfer starben weg. In dem bereits entvölkerten Ruppin, das vielleicht kein Drittel seiner Einwohner mehr hatte, wurden abermals 600 Menschen begraben. Sehr viele wanderten aus. Die Zurückgebliebenen rissen die ledig stehenden Häuser ein, um Holz zu erhalten. Alles verwilderte. In Gransee starben 551 Menschen, nach der Angabe des Totengräbers aber wenigstens 1000, da viele heim-

lich eingescharrt wurden. Die Adligen und die Prediger flüchteten nach den Städten und fanden auch dort ihren Tod.

So war die Lage des Landes beschaffen, als der kaiserliche General Graf Gallas mit seiner 60 000 Mann starken Armee von Malchin aus dem Mecklenburgischen heranrückte, um die Schweden von der Elbe und Havel zu vertreiben. Plünderung, Brand und Mord bezeichneten jeden seiner Schritte. Nun wetteiferten Pest und unmenschliche Barbarei, das Land Ruppin in eine der ödesten Wüsteneien umzuwandeln¹. Alles floh nach Ruppin und Wusterhausen, wohin sich Gallas wegen der noch nicht ganz gedämpften Pest nicht getraute, und haufenweise starben die unglücklichen Schlachtopfer vor den Städten an der Mauer. Am 5. Oktober rückte er endlich in die Stadt Ruppin ein und erpresste von den armen Bewohnern, was die verödeten und rauchenden Hütten der Landleute nicht mehr leisten konnten. Arme Leute mußten Eichelbrot essen, und Kaspar von Zieten erzählt, daß man sich auf dem Markte in Neuruppin um eine tote Katze gezankt habe. Bei ihrem Abzuge setzten die Kaiserlichen unter Gallas ihren Schandtaten die Krone auf; sie verließen Ruppin und steckten an einem Tage das Städtchen Wildberg und achtundzwanzig Dörfer in Brand.

Die Gottberger Kirchenbücher

Diese „Gallassche Zeit“, diese durch vier Wochen hin systematisch betriebene Aussaugung und Verwüstung des Ruppinschen Landes

¹ Prediger Schinkel zu Barsikow, der den „Dreißigjährigen Krieg“, soweit er die Grafschaft Ruppin berührte, zum Gegenstand eingehender Studien gemacht hat, schreibt über das Elend jener Tage sehr richtig: „Die Verwüstungen waren nicht so sehr eine Folge der blutigen Schlachten, die geschlagen wurden, als vielmehr das Resultat einerseits der Pest, andererseits der Armeeverpflegungsweise, die Wallenstein eingeführt hatte. Von diesem rührte bekanntlich der Grundsatz her, daß der Krieg den Krieg ernähren müsse. Wallenstein selbst war klug genug, um in Anwendung dieses Satzes den Satz selbst nicht zu übertreiben; er trug vielmehr Sorge, daß der Baum nicht abgehauen würde, von dessen Früchten seine Heere eben leben sollten; nur das Notwendige wurde genommen. So wenigstens zeigte sich sein Wille. War es aber schon ihm schwer, diesen Willen durchzusetzen, so scheiterten seine Nachfolger vollends damit, Personen, die zum Teil zu wenig einsichtig waren, um auch nur diesen Willen ernstlich hegen zu können. Wo ein Heer sich lagerte, fiel es nieder wie ein Heuschreckenschwarm, und ob Freund oder Feind war gleichgültig.“

ist es nun, die in den Gottberger Kirchenbüchern ihre Schilderung von zeitgenössischer Hand gefunden hat.

Der Aufzeichnende war Emanuel Collasius (Kohlhase), Prediger in dem benachbarten Dorfe Progen, das er in Folge der totalen Verödung dieses Ortes verließ, um sich nach Gottberg, wo er geboren war, und wo ihm noch eine alte Mutter lebte, zu begeben. Erst nach etwa Jahresfrist wurde er, da an Rückkehr nach Progen nicht zu denken war, Prediger in seinem Geburtsdorfe Gottberg, und schrieb er nunmehr in die Kirchenbücher, die er daselbst vorfand, seine und seines Landesteils Leidensgeschichte ein.

Diese beiden Bücher sind:

1. ein Kirchenrechnungsbuch und
2. ein eigentliches Kirchenbuch.

Das Kirchenrechnungsbuch, ein Folioband, ist aus dem Jahre 1587 und enthält auf der vordersten Seite, die zu diesem Behufe in Gebrauch blieb, die Namen der Prediger von Gottberg von 1581 bis jetzt. Das Buch wurde zu Anfang dieses Jahrhunderts neugebunden; sein Inhalt ist oft schwer zu entziffern. Das eigentliche „alte Kirchenbuch“ ist um ein Jahr jünger, beginnt mit 1588 und schließt mit 1766. Es ist ein Quartband in Pergament; nur wenige Bogen sind lose, alles andere hat noch festen Zusammenhang und eignet sich bei sorgfamer Behandlung in seinem gegenwärtigen Zustande immer noch besser zur An- und Durchsicht, als wenn es einen neuen Einband erhielte. Leider ist die Schrift auch dieses Buches oft schwer zu lesen. Historische Notizen sind nur hier und da eingestreut, und die wichtigsten unter diesen sind eben — wie auch im Kirchenrechnungsbuche — die aus der Gallasschen Zeit.

Zwischen den Aufzeichnungen in dem einen und dem anderen Buche ist nur der Unterschied, daß Prediger Collasius in dem Kirchenbuche mehr das Allgemeine, in dem Kirchenrechnungsbuche mehr das Persönliche gegeben hat. Wir beginnen mit dem letzteren.

Prediger Collasius' Aufzeichnungen im Gottberger Kirchenrechnungsbuche

Dies 1638ste Jahr ist wohl ein recht elend und trübselig Jahr gewesen, wie dergleichen wohl kein trübseligeres in unserem ge-

liebten Vaterlande erlebt worden ist. . . . Sumal auch wegen der Pest, darannen die Dörfer bald ausgestorben sind. . . . So hat mein Antezessor zu Gottberg Herr Joachimus Becker in eben diesem Jahr an der Pest erliegen müssen. Meine Pfarrkinder zu Prozen sind meist weggestorben und nur acht Personen übriggeblieben. Weil ich zu Prozen weder Pfarrhaus noch Zubehör behalten, habe ich notwendig in dem großen Elend dem lieben Brot nachziehen müssen und habe mich zu Gottberg bei meiner seligen Mutter ein halb Jahr aufgehalten, anfangs nicht der Meinung, als wollte ich zu Gottberg als Pfarrer verbleiben, sondern um wieder nach Prozen zu ziehen. Weil aber im letzteren Dorf sobald keine Besserung zu hoffen war, und mir die Gemeinde zu Gottberg auf Gutachten des Achaz Quikowschen Verwalters allhier das Schmiedehaus im Dorfe zur Wohnung einräumte, blieb ich zunächst noch ein Jahr, bis ich endlich durch Gottes Vorsehung zu einem Prediger der Gottberger Gemeinde, von den wohlledlen Gebrüdern Dietrich und Achaz von Quikow als Kirchenpatronen, legitime ernennet und von kurfürstlicher Durchlaucht konfirmieret worden bin. Habe also in dem Schmiedehause gewohnet neun Jahr und darin viel Not und Ungemach leiden und ausstehen müssen, so daß ich auch willens gewesen bin, wo ich keine andere Wohnung hier würde haben können, wieder zu vertieren. Ebenda aber ward mir von einem alten Bohnhaus gesaget, das mir sollte verkauft werden, ein Haus, das der von Bernikow zu Werder gebauet habe, aber darüber weggestorben sei. Dieses Haus haben wir abbrechen lassen und ist auf die alte Pfarrstelle zu Gottberg wieder hingesezet worden, welches Haus ich dann anno 1647 auf Trinitatis bezogen habe, und worinnen ich nach Gottes Willen noch jezo wohne.

Prediger Collasius' Aufzeichnungen im Gottberger Kirchenbuche

„. . . Kurz nach der Roggenernte in diesem Jahre 1638 ist die Kaiserliche Armee unter Graf Gallas von Malchin in Mecklenburg aufgebrochen und hat allhier, in der Nähe von Fehrbellin, ihr Feldlager aufgeschlagen. Sie hat vier ganze Wochen an dieser Stelle stillgelegen. Bei ihrem Ausbruch sind folgende Pfarren und Ritterstze, soweit mir bewußt, abgebrannt gefunden worden.

Pfarren: 1. die Pfarre zu Bechlin, abgebrannt; 2. die Pfarre zu

Gottberg, abgebrannt; 3. die Pfarre zu Wildberg, abgebrannt, wie auch der ganze Flecken; 4. das ganze Dorf Rohrlak, abgebrannt, sowohl die Kirche als andere Gebäude; 5. die Pfarre zu Segeles und das halbe Dorf; 6. die Pfarre zu Progen und das halbe Dorf; 7. die Pfarre zu Langen und das ganze Dorf; 8. das ganze Dorf Malchow; 9. die Pfarre zu Mezelthin; 10. die Pfarre zu Sieversdorf; 11. die Pfarre zu Cantow.

Rittersitze: 1. das schöne Gebäude des von Klizing zu Walsleben, wo doch der General Gallas selbst das Hauptquartier gehabt, abgebrannt; 2. der Rittersitz zu Dabergoß, des von der Gröben, abgebrannt; 3. der Rittersitz zu Krenklin, des von Leesten, abgebrannt; 4. zu Werder, dessen von Fraß; 5. zu Buskow, dessen von Zieten; 6. zu Wustrau, dessen von Zieten; 7. zu Langen, dessen von Zieten; 8. zu Walchow, dessen von Wuthenow; 9. zu Manker, dessen von Schütten; 10. zu Bichel, dessen von Pfuël; 11. zu Rakel, dessen von Lüderitz; 12. zu Segeles, dessen von Wuthenow; 13. zu Wildberg, dessen von Woldeck. Und noch vielmehr in der Nachbarschaft, ja man hat kein Dorf nennen können, da es nicht gebrannt, wo nicht ganz, so doch halb, und was noch nicht abgebrannt, das ist niedergerissen und doch verbrannt worden.

Der Vorrat an Gersten ist alle vom Felde von den Soldaten weggerafft und ausgedreschet worden, so daß der Landmann nichts davon gekriegt.

Der Roggen ist nicht wieder besäet worden, weshalb die Leute sich an das Kraut haben halten müssen, was Krankheit und Tod verursacht hat.

Die Obstbäume sind ganz abgehauen worden, welches die armen Leute sehr beklaget haben, ebenso auch die Weiden. Die Kirche ist sehr verwüstet worden. Da man fünf oder sechs Feuerstellen in ihr gehabt hat, ist kein Stuhl festgeblieben und kein Fenster. Der Kirchboden ist ganz herausgerissen worden und der Seiger (die Uhr) ist auch ganz zunichte gemacht. Die Wellenwand um den Kirchhof ganz weggebrannt, die Scheune abgebrochen; Summa es kann nicht beschrieben werden, wie kläglich es im Dorfe Gottberg ausgesehen hat in diesem 1638sten Jahr.

Es stand auch ein klein Eichhölzchen vor diesem Dorf, das auch ganz abgehauen. Die großen Eichenbäume teils abgehauen, teils ganz abgeköpft, so daß kein Zweig daran geblieben.

In diesem Jahr ist das Volk armuthalber aus dem Lande gelaufen, nach Hamburg und Lübeck, allwo sie geblieben, sonderlich das junge Volk. Und weil die Pest in diesem Jahre sehr grassiret, und die Leute wegen beständiger Kriegsgefahr in den Dörfern nicht haben bleiben können, so ist der eine hier und der andre dorthin geflogen, und ist der eine hier und der andere dort gestorben. Man kann ausrechnen, daß aus diesem Dorfe Gottberg, außer 26 Personen, die hier am Orte starben, 5 in Wusterhausen und 31 in Ruppin verstorben sind.“

So die Aufzeichnungen in den beiden Kirchenbüchern, die in ihrer ungeschmückten Wiedergabe von Fakten und Zahlen eines Eindrucks nicht verfehlen. Es ist danach glaubhaft, daß, wie Bratring erzählt, „das Land Ruppin während des Dreißigjährigen Krieges mehr gelitten habe als irgendein anderer Teil der Mark“.

Krenzlin

Darum still
Füg' ich mich, wie Gott es will.
Und soll ich den Tod erleiden,
Stirbt ein braver Reitermann.

Altes, eine halbe Meile von Neuruppin gelegenes Rittergut, jetzt im Besitze der Familien Scherz und Zieten.

Wie beinahe alle Güter im Ruppinschen bestand es aus einer ganzen Anzahl von Ritterstätten, und in den Jahrzehnten, die dem Dreißigjährigen Kriege unmittelbar vorausgingen, waren hier vier Familien ansässig; die von Leeste, von der Gröben, von Gühlen und von Fraß.

Die letzteren kann man als die eigentliche Krenzliner Familie bezeichnen; schon 1327 werden die von Fraß genannt, und sie sind es, an die die alte Sage vom „Räuberberg bei Krenzlin“ anknüpft, die zunächst Feldmann in seinen schriftlichen Aufzeichnungen und nach ihm W. Schwarz in seinen Märkischen Sagen erzählt.

Danach lag eine kurze Strecke vor dem Dorf, rechts vom Ruppiner Wege, eine Burg, von der übrigens noch zu Anfang dieses Jahrhunderts Wall und Graben und die Auffahrt erkennbar waren. Hier hausten in den Quikow-Zeiten, auch vorher und nachher die von Fraß. Von der Burg aus führte eine Leitung nach der Brücke des nahen Krenzliner Damms hinüber, und zwar ein Draht, der jedesmal, wenn ein Wagen die Brücke passierte, eine Alarmglocke innerhalb der Burg in Bewegung setzte. Sowie diese Glocke anschlug, warf sich alles zu Pferde und griff die Reisenden an. Auf die Klagen, die seitens der Beraubten bei dem regierenden Grafen, der, wie wir wissen, in Altenruppin residierte, anhängig gemacht wurden, drohte der Graf dem Fraß, „er werde ihm die Burg anzünden, wenn er das Unwesen weiter treibe“. Der Krenzliner Burgherr schlug aber die Warnung in den Wind, mochte auch wohl glauben, ein „Steinchen im Brette“ zu haben. Er irrte aber. Eines Tages, als der Fraß in Ruppin war, schickte der Graf seine Leute hinaus, die die Krenzliner Burg ersteigen und brechen mußten. Nach einer andern Lesart hätte der Graf verräterischerweise den Fraß zu Gaste geladen und ihm schließlich, vom Turme des

Altruppiner Schlosses aus, seine mittlerweile in Brand gesteckte Burg gezeigt. Diese zweite Lesart ist aber neueren Datums und wahrscheinlich erst entstanden, nachdem an der alten Burgstelle Holzkohlen und abgebrannte Balken entdeckt worden waren.

Die Familie Fraß besaß Anteile von Krenßlin bis ins 17. Jahrhundert hinein. Um diese Zeit waren es fromme Leute, die zu ihrem Doktor Luther hielten und Patenen und Abendmahlskelche schenkten. Ein solcher, in der schönen Tulpenform der Renaissancekelche, ist der Kirche erhalten geblieben. Die Inschrift desselben lautet: „Diesen Kelch hat Wolf Fraß und seine Hausfrau Maria Riben zu Gottes Ehre geben.“ Dazu ein aufgelötetes Kreuzifix und die Jahreszahl 1600. Vier Wappenbilder sind eingegraben: Ein Pfau, dazu W. F. (Wolf Fraß); ein Fisch oder eine Otter, dazu M. R. (Maria Riben). Von den zwei andern Wappen scheint eins das Zietensche zu sein. An einigen Stellen des Kelches ist das Gold abgekratzt. Ich hörte dabei, daß die Dorfbewohner, wenn einer der Ihren schwer krank ist, sich gern an den Prediger wenden und etwas Gold vom Abendmahlskelch für ihren Kranken erbitten. Sie mischen es dann in die Medizin und glauben fest, wenn noch etwas helfen kann, so hilft das.

Das idyllisch gelegene, unter Gartenbäumen anmutig versteckte Predigerhaus zu Krenßlin war ein Lieblingsaufenthalt Schinkels. Seine ältere Schwester Sophie war daselbst an den Prediger Wagner verheiratet. In seinen Knabenjahren hatte jener ein Giebelzimmer des Hauses ganz mit Bildern ausgemalt. Aus dieser oder (nach Wolzogen) aus einer etwas späteren Zeit stammt auch ein Spiegelporträt, das Schinkel damals von sich selbst anfertigte. Es ist in großen Umrissen, skizzenhaft mit dem Bleistift entworfen; die schärferen Striche und angegebenen Schattenpartien mit Tinte dazwischen gezogen. Das Bildnis befindet sich jetzt im Besitz Fräulein Rosa Wagners in Ruppín, einer Nichte Schinkels. Es ist zugleich eine Erinnerung an die Krenßliner Pfarre.

Bis Anfang der zwanziger Jahre pflegte Schinkel das ihm teure Dorf alljährlich während der Sommermonate zu besuchen.

Die Kirche, ein alter gotischer Bau mit hoher Schindelspitze, hat in den letzten Jahren eine Renovation erfahren, die von den frühe-

ren Monumenten das meiste entfernte¹, dagegen in die Lage kam, neue Gedenktafeln einfügen zu müssen.

Beide Tafeln befinden sich in der Mitte der Kirche einander gegenüber; die eine, bronzen und in gotischen Formen ausgeführt, trägt folgende Inschrift: „Mit Gott für König und Vaterland. Ernst Hermann Scherz, geb. den 8. September 1848 zu Krenßlin, Einjährig Freiwilliger im Brandenburgischen Husaren-Regiment Nr. 3 (Zieten-Husaren) fiel am 26. Dezember 1870 bei Olivet südlich Orleans.“

Die Inschrift der schwarzen Marmortafel gegenüber lautet wie folgt: „Für König und Vaterland starb im Kriege gegen Frankreich am 26. August 1870 zu Bionville, in Folge seiner in der Schlacht bei Mars-la-Tour erhaltenen Verwundung Rudolph Hartmann, Einjährig Freiwilliger im 4. Brandenburgischen Infanterie-Regiment Nr. 24, im Alter von 21 Jahren.“

Die lapidare Kürze der Inschriften verrät nichts von dem Weh, das die Todesfälle dieser beiden Jünglinge schufen. Beide in demselben Ort geboren, beide gleichen Alters fast, beide Einjährig-Freiwillige, standen sie im selben Armeekorps gegen denselben Feind. Mit ihnen waren dreiunddreißig andere Krenßliner in den Krieg gezogen; alle kehrten zurück, wenn verwundet auch; die einzigen zwei, die die Heimat nicht wiedersehen, waren die Söhne der Guts-herrschaft und des Gutsadministrators. (Die Zietensche Hälfte von Krenßlin wurde administriert.)

Von dem einen sei hier erzählt:

¹ Von diesen alten Grabsteinen ist einer der Kirche erhalten geblieben. Er wurde seinerzeit dem „hochedlen und mannhaften Herrn Gottfried Lehmann, hurf. brandenburgischem Capitain-Lieutenant zu Roß und Erbherren auf Krenßlin“ errichtet, der 1628 geboren wurde und 1689 starb. Dieser Stein bietet nichts Besonderes, außer daß er, wie so vieles andre, darauf hinweist, daß unter dem Großen Kurfürsten viele Bürgerliche in die Rittergüter und in die Armee einrückten. Diese Tatsache ist längst bekannt, aber sie ist, soviel ich weiß, auf ihre Ursache hin noch nicht befragt worden. War es lediglich eine Folge des Dreißigjährigen Krieges, der die Rittergüter entvölkert hatte, oder lagen dem allen doch auch Anschauungen, Prinzipien zugrunde? Wir standen, wie später unter dem Einfluß des Französischen, so damals entschieden unter dem Einfluß des republikanisch Holländischen. Vielleicht liegt auch hierin eine partielle Erklärung.

Ernst Hermann Scherz stand in den Weihnachtstagen 1870 mit seinem Regiment (Sieten-Husaren) in Olivet. Am 25. Dezember war seitens einer Franktireurabteilung, die sich in einem zwischen Olivet und Chaumont gelegenen Walde festgesetzt hatte, auf eine Patrouille geschossen worden. Daraufhin erfolgte der Befehl, den Maire von Chaumont zu verhaften. Ein Unteroffizier und vier Husaren, die sich sämtlich als Freiwillige gemeldet hatten, wurden mit Ausführung dieses Befehls beauftragt.

Am 26. um 2 Uhr morgens brach dies Kommando auf; zu früher Stunde war man in Chaumont, verhaftete den Maire und trat den Rückweg mit ihm an. Der Gefangene hatte in einem requirierten Wagen Platz gefunden, links neben ihm (zu Pferde) der Unteroffizier, zwei Husaren voraus, die beiden andern schlossen. Als der Zug das Wäldchen erreicht hatte, aus dem am Tage zuvor auf die Patrouille geschossen worden war, nahm Hermann Scherz, der die Tete hatte, eine an der Lisière hin aufgestellte, kaum noch Deckung suchende Franktireurabteilung wahr und rief dem Unteroffizier zu: „Wir werden gleich unter Feuer kommen!“ Dies waren seine letzten Worte. Schüsse fielen; H. Scherz stürzte leblos aus dem Sattel; neben ihm das Pferd eines andern Husaren, der, rasch erkennend, daß hier nichts mehr zu helfen sei, sich in den Sattel des stehengebliebenen Scherzschen Pferdes warf und in Gemeinschaft mit dem Rest des kleinen Kommandos auf Olivet zusprengte.

Hier wurde sofort Meldung gemacht. Der Rittmeister ließ 100 Husaren aufsitzen, requirierte 26 Jäger vom 3. Jägerbataillon und fort ging es, wieder dem Wäldchen zu. Als man die Stelle erreichte, wo der Überfall stattgefunden hatte, lag die Leiche des Gefallenen ausgeplündert und entkleidet auf der Chaussée. Die empörten Kameraden wandten sich von der Leiche fort gegen den Feind, der eine so prompte Revanche nicht erwartet haben mochte, umstellten das Gehölz und gingen wie zu einem Kesseltreiben vor. Der ganze Franktireurhaufe steckte noch darin, Mann auf Mann fiel, zuletzt hatte man ein Duzend auf engstem Raume zusammengetrieben. Widerstand wie Flucht waren gleich unmöglich, und so ergaben sie sich unsern Jägern und Husaren. Unter den Gefangenen war auch der Anführer. Man fand bei ihm die Wertsachen des Gefallenen, schleppte ihn an die Stelle, wo die durch ihn geplünderte Leiche lag, und erschoss ihn neben derselben. Ob die andern

Gefangenen diesen Tag überlebten, habe ich nicht in Erfahrung gebracht.

Der Heimtransport im Kampfe Gefallener war damals bereits aufs äußerste erschwert, indessen die Verhältnisse gestatteten eine Ausnahme. In doppeltem Sarg verschlossen, wie der Erlaß es heischte, traf am 13. Januar die Leiche auf dem Neustädter Bahnhof ein und wurde von Anverwandten in Empfang genommen. Aber die Teilnahme beschränkte sich nicht auf Haus und Familie, und man darf sagen, die halbe Grafschaft geleitete diesen Toten auf seinem letzten Gange. Es war ein weiter Weg noch, und viele Ortschaften waren zu passieren. Von Turm zu Turm, bei Annäherung des Zuges, gingen die Glocken; Prediger und Schuljugend, Gesang und Kränze empfingen den Sarg und begleiteten ihn von Grenze zu Grenze; so trugen ihn Liebe und Teilnahme von Dorf zu Dorf. Er empfing die letzten Ehren für viele, die draußen in fremde Erde gebettet worden waren, und jeder beweinte seinen Toten in diesem Toten. Aber über alles Selbstsüchtige hinaus, das unser Erbteil ist, rührte sein Geschick alle, die herbeigekommen waren, denn auch von ihm hieß es:

... und viele waren

Die seiner Sitten Freundlichkeit erfahren.

Nun ruht er in der Familiengruft, nahe der Kirche.

Wie viele Tafeln in den Dorfkirchen unseres Landes, die für den, der sie zu lesen versteht, eine gleiche Geschichte erzählen!

Lindow

Wie seh' ich, Klostersee, dich gern!
Die alten Eichen stehn von fern,
Und küstern, nickend, mit den Wellen.

Und Gräberreihen auf und ab;
Des Sommerabends süße Ruh
Umschwebt die halbzerfallnen Gräfte.

Lindow ist so reizend wie sein Name. Zwischen drei Seen wächst es auf, und alte Linden nehmen es an mehr als einer Stelle unter ihren Schatten.

Seine Vorgeschichte ist dunkel. Die Archive des Klosters wie der Stadt sind gleichmäßig ein Raub der Flammen geworden, doch läßt sich mit hoher Wahrscheinlichkeit annehmen, daß das Kloster eher da war als die Stadt.

Kloster Lindow wurde sehr wahrscheinlich Ende des 12. oder Anfang des 13. Jahrhunderts durch den Grafen Gebhard von Ruppin und Lindow als ein Prämonstratenser Nonnenkloster gegründet und empfing zu Ehren des Stammhauses der Familie (Lindow im Anhaltischen) seinen Namen.

Die Stadt entstand aus Ansiedlungen; Handwerker und Ackerleute, die den Schutz des Klosters suchten. Diese Beziehungen blieben noch, auch als die Gründung des Grafen Gebhard längst aufgehört hatte ein Kloster zu sein. 1574, also etwa 30 Jahre nach der Säkularisierung, wurde dem lutherischen Rektor sein Gehalt ansehnlich erhöht, „weil er, zu seinen geringen Einkünften, nur einen freien Tisch auf dem Klosterhofe habe“, und noch 1748, als die Einnahmen des Klosters bereits auf ein Minimum herabgedrückt waren, schenkte die Konventualin Anna Juliane von der Kettenburg 100 Taler an die Stadt mit dem Bedingnis, „daß von den Zinsen dieser Summe das Schulgeld für arme Kinder bezahlt werde“. Aus beiden Notizen, wie sie einerseits den Fortbestand der Beziehungen zwischen dem Kloster und dem städtischen Gemeinwesen dartun, erhellt doch auch andererseits, daß man finanziell in Stadt Lindow nicht auf Rosen gebettet war.

Auch im Kloster, trotz jener Guttaten, war man es nicht mehr, seitdem 1542 die Einziehung der Klostergüter und ihre allmähliche Umwandlung in kurfürstliche Domänen begonnen hatte. Zwanzig

Jahre vorher beim Erlöschen des gräflich Ruppinschen Hauses hatte das Kloster den Gipfelpunkt seines Wohlstandes erstiegen. Es war damals eine der reichsten Stiftungen in der Mark und besaß außer der Stadt Lindow 18 Dörfer, 20 wüst liegende Feldmarken, 9 Wassermühlen und alle die Seen, wohl ein Duzend, die innerhalb des Großen Menzer Forstes, wie am Rande desselben gelegen sind; darunter auch den Großen Stechlin. Die Gesamtbodenfläche, die damals dem Jungfrauenkloster zugehörte, darf man auf 4 Quadratmeilen schätzen, reichte also vollkommen aus, „um — wie Bratring und nach ihm Berghaus schreibt — 35 Nonnen, einer Abtissin und einem Propst ein einigermaßen gemächliches Leben zu sichern“. Man kann dies zugeben, aber es den Bevorzugten neidlos um so eher gönnen, als ihr Glück von jenem Kulminationspunkte an gerechnet nur noch von kürzester Dauer war. Es ging galoppierend zu Ende. Noch am Heiligedreikönigstage 1530 war, seitens des Kurfürsten Joachim I., den Lindowschen Nonnen ihr Besitz zu „ewigem Eigentum“ neu bestätigt worden, indessen bereits Joachim II. stand anders zu diesen Fragen, und ehe die Mitte des Jahrhunderts heran war, war die Einziehung ausgesprochen und das „ewige Eigentum“ verflogen“. Aus dem Kloster Lindow wurde ein „Fräuleinstift zu Lindow“, an die Stelle der Abtissin und ihrer 35 Nonnen trat eine Domina mit 4 Fräuleins, das Gesamteinkommen aber sank auf 1000 Taler, und das Grundeigentum von vier Quadratmeilen auf — hundert Morgen.

Unter den Dominas, soweit ihre Namen überhaupt noch auf uns gekommen sind, finden wir fast nur Adelsnamen aus Ruppin und Havelland: Elisabeth von Bieten 1557, Anna von Gühlen 1625, Katharina von Döberitz 1685, Anna Hedwig von Fraß 1709, Maria Elisabeth von Quast 1736, Ilse Margarethe von Nochow und Anna Elisabeth von Bredow, letztere beide ohne Zahlenangabe.

Unser Weg führt uns von Altruppin auf Lindow. Die Stadt selbst — die nicht durch ihre Häuser, sondern nur durch ihre Lage reizend ist — kann uns nicht fesseln; aber jenseits derselben, wo die Schmalung zwischen dem Gudelack- und dem Wuhsee sich wieder zu weiten beginnt, werden wir nach rechts hin, hart am Ufer des letztgenannten Sees, eines Konglomerats von Häusern, Bäumen und Ruinen ansichtig, um welches sich eine niedrige Mauer,

die Einfriedigung von Kloster Lindow zieht. Wir lassen halten, überklettern die Mauer, die an dieser Stelle nirgends Thür oder Pforte zeigt, und befinden uns auf einem von prächtigen alten Bäumen überragten Wiesengrund, der allem Anscheine nach den mannigfachen Bestimmungen dient: hier Spiel- und Promenaden-, dort Trocken- und Begräbnisplatz, die Ausdehnung des Ganzen aber doch so parkartig weit und groß, daß alle diese Verschiedenheiten nicht störend, sondern wie zu einer höheren Einheit zusammenwirken.

Die interessantesten Abschnitte dieses Parkes sind die, wo begraben wird. Von dem richtigen Gefühl ausgehend, daß Leben und Tod zusammengehören, daß sie Geschwister sind, die sich nicht ängstlich meiden sollen, hat man hier die Spiel- und Begräbnisplätze dicht nebeneinander gelegt; dieselben Blumen blühen über beide hin. Aber der Tod, der so gemüthlich mit dem Leben zusammenlebt, innerhalb seiner eignen Gebiete hat er doch nicht ganz auf jene aristokratischen Scheidungen verzichtet, die erkennen lassen sollen, daß wir uns hier auf dem Grund und Boden eines abligen Fräuleinstiftes befinden. Im Leben „leben und leben lassen“, aber im Tode — Rangordnung! So begegnet man denn Steinen und Grabkreuzen an drei verschiedenen Stellen des Parkes, und während die Dienstleute, beziehungsweise die Beamten des Klosters an einer, die Gäste des Klosters an einer andern Stelle ruhn, ist den Stiftsdamen selbst eine dritte Stelle vorbehalten geblieben. Selbstverständlich ist dies die eigentlichste. In zwei Reihen, zu beiden Seiten einer alten Rüsterallee hin, liegen sie hier in aufgemauerten Gräbern, die ältesten soweit noch ein Entziffern der übermoosten Steine sich für mich ermöglichte, bis in den Anfang des vorigen Jahrhunderts zurückreichend. In deutlichen Buchstaben sprach nur noch das Grab der letztverstorbenen Domina, eines Fräulein von Zenge zu mir; stattlicher aber war ein um 30 oder 40 Jahre älterer Stein, unter dem, wenn ich das Wappen richtig erkannt habe, ein Fräulein von Pannewitz ihren letzten Schlummer schläft.

Auf dieses Epitaphium, das höher als alle anderen, einen guten Überblick zu versprechen schien, kletterte ich hinauf und übersah nun, Front gegen Westen nehmend, die ganze Klosteranlage. Nach links hin der von Lindengängen eingefasste See; dann zwischen uns und ihm ein buntes Durcheinander von Blumen- und Gemüsegärten, und mitten hineingestellt in diese Gärten das villenartige Haus der

Domina, dicht grenzend mit den Feldsteinmauern eines in Trümmern liegenden Langbaus, den einige als die Kirche, andre als das Refektorium des alten Klosters bezeichnen. Letztes das Wahrscheinlichere. Jetzt ist es Wirtschaftshof, Eis- und Vorratskeller der drei, vier Damen, die in den Nachbarhäusern ihre Tage leben und beschließen, und jeder Zauber ist dieser Stätte längst abgestreift, mit Ausnahme der hohen, stehengebliebenen Giebelwände, drin noch gotische Nischen und Fenster sichtbar sind. Das Beste am Ganzen ein Storchennest, drin Storch und Störchin sich von ihrer letzten Reise erzählen und von den Wickelkindern, die sie den Lindowern gebracht haben. Ihre Sprache sichert sie, selbst an dieser Stelle, vor dem Vorwurf des Unziemlichen.

Eine Viertelstunde lang — die Rüsternzweige zurückbiegend — hielt ich Umschau von dem Pannewitz-Grabstein aus; dann auf einem Schlangelpfade zwischen alten und neuen Gebäuden hin das Seeufer erreichend, schritt ich, von Zeit zu Zeit auf Refektorium und Giebelwand und Storchennest rückwärts blickend, den Lindengang hinunter, bis ich mich plötzlich, ohne eine erkennbare Grenzlinie passiert zu haben, inmitten einer völlig veränderten Szene sah. Gartenbeete mit eingemusterten Blumen lagen wie Teppiche da; aus dem Mittelrondell stiegen Büsche von Ricinus und Canna indica auf; Wein und Pfirsich lachten am Spalier, und Lauben von Geißblatt und Pfeifenkraut liefen an der einen Seite des Gartens hin, während nach der anderen zu ein Drahtzaun, leicht wie ein ausgespanntes Fischernetz, die ganze Anlage schloß. War dies noch Klostergrund? Nein. Aus der mittelalterlichen Adels- und Klosterwelt war ich in eine modern-bürgerliche eingetreten; ein reicher „Proprietär“, an Anlagen und Gartenkunst seine Freude findend, stickte hier mit eigener Hand diese Blumenmuster in den Rasenteppich ein und gefiel sich darin, in schöner Benutzung des Erworbenen, dem „was wohltut und gefällig ist“ zu dienen.

Die Wahrnehmung, wie der Besitz zur Pflege des Schönen führt, erfreut immer wieder mein Herz und tat es auch hier. Aber wohlthuender noch berührte mich die Gewißheit, daß das Fehlen einer Grenz- und Scheidelinie zwischen Kloster- und Bürgergrund kein bloßer Zufall war. Diese Scheidelinie fehlte, weil sie in den Gemütern nicht vorhanden ist, und der Besitzer des Gartens Friede und Freundschaft hält mit den Klosterfrauen von drüben.

Gransee

Steig auf die Warte dort, die nach dem Feld
Hindlickt, und sag uns, was du siehst.

Schiller

Die Trauerglocke läutet
Vom Dorfe her.

Wir wissen, was es deutet:

Sie ist nicht mehr. Fouqué

Von Lindow kommend fahren wir jetzt der östlichsten Stadt der Grafschaft zu, dem alten Gransee. Die ältesten Lage desselben — da innerhalb seiner Mauern die Feuersbrünste stark ausräumten — sprechen bereits vor der Stadt zu uns, und zwar aus einem mittelalterlichen Baudenkmal, das sich tausend Schritt zur Rechten der von uns befahrenen Chaussee erhebt. Dieses mittelalterliche Denkmal ist

die „Warte“ bei Gransee.

Sie erhebt sich auf dem höchsten Punkte der Umgegend, dem „Warteberg“. Junge Fichten, dichtes Kusselwerk, drin der Sandhase zu Hause ist, bedecken seine Abhänge, und nur der abgeplattete Gipfel ist kahl. Hier steht die „Warte“, aus der Ferne gesehen einem modernen Fabrikshornsteine nicht unähnlich, bis man im Näherkommen den bedeutenderen Durchmesser erkennt. Es ist ein Rundturm von etwa 100 Fuß Höhe, aus Feldstein und sieben senkrecht stehenden Backsteinrippen derartig aufgeführt, daß beim Bau immer erst die Rippen um einige Fuß erhöht wurden, ehe man wieder mit Feldstein zu füllen begann. Wie alt der Turm ist, steht dahin; ich möchte ihn frühestens in den Anfang des 15. Jahrhunderts setzen.

Der gleichen Ansicht scheint Willibald Alexis nicht gewesen zu sein, als er ebendiesen Turm in seinem berühmten Roman „Der falsche Waldemar“ zum Schauplatz eines Hergangs aus dem Jahre 1348 machte. Dieser Hergang selbst aber war der folgende:

Die Granseer, selbstverständlich, hatten ihre Fehden mit dem benachbarten Adel. Zur Waldemarzeit waren es vorzugsweise die Quaste und die Winterfeldts, mit denen sie sich bekriegten; Tille Quast wird eigens genannt, ebenso Lacke de Wons und Hans Lüdecke vom roten Haus. Dieser letztere spielte die Hauptrolle. Im

Jahre 1348 handelte es sich seitens all der Genannten um nicht mehr und nicht weniger als Gransee selbst zu überfallen. Dies war aber nur möglich, wenn es vorher glückte, den auf der Warte stationierten Wächter, Mathis mit Namen, einzuschläfern. Um dies zu bewerkstelligen, mußte ein als Kärner verkleideter Knecht, der ein Stückfaß Wein auf seinem Karren hatte, die vorüberführende Straße passieren und am Fuß der Warte halten, als ob es sich um Ausbesserung eines Schadens an Rad oder Achse handle. Und so geschah es. Der Karren hielt. Mathis, der sich langweilte, wie noch heute die Schildwachen tun, ging ohne Besinnen in die Falle und stieg die Wendeltreppe hinunter, um mit Hand anzulegen. Unten kamen Kärner und Turmwart alsbald überein, daß der Wein für die Granseer zu stark sei; sie spundeten also auf, tranken ein erhebliches und füllten mit Wasser nach. Dies geschah aber erst zuletzt. Mathis fiel gleich darauf in tiefen Schlaf.

Als er andrentags bei schon hochstehender Sonne erwachte und Umschau hielt, sah er den ganzen Plan vor Gransee mit Bewaffneten überdeckt; der Überfall, um den es sich handelte, schien eben stattgefunden zu haben. Er war aber insoweit mißglückt, als die anfänglich in die Stadt Eindringenden schließlich doch hinausgedrängt, ja einige von ihnen zu Gefangenen gemacht worden waren. Unter diesen Hans Lüddecke vom roten Haus.

Die Ratmänner säumten nicht, über ihren Hauptfeind (Hans Lüddecke) zu Gericht zu sitzen, aber nicht bloß über ihn, sondern auch über ihren eignen Turmwart, dessen Unzuverlässigkeit alle Gefahr verschuldet hatte. Man sprach Tod „von Rechts wegen“, einigte sich aber schließlich dahin, daß beide Schuldige in den Warteturm gesperrt und ihnen überlassen werden sollte, auf der Plattform desselben miteinander zu kämpfen. Wer Sieger bleibe, sei frei, wer hinabgeworfen würde, habe seine Strafe nach „Gottes Willen“.

Und hiernach wurde verfahren; Hans Lüddecke und Wächter Mathis kamen in den Turm, und die halbe Bürgerschaft zog hinaus, um Zeuge eines Ringkampfes und eines Gottesurteiles zu sein. Aber wer beschreibt ihr Staunen, als sie die auf Tod und Leben Verurteilten friedfertig auf der Platte des Turmes erscheinen und statt mit- und gegeneinander zu kämpfen, zu einem aus Mathis Vorratskammer herbeigeschafften Nachtmahl sich niedersetzen sahen. Diese gute Laune freute selbst die Granseer, um so mehr, als sie

nur zu gut wußten, daß sie nicht lange werde dauern können, und in der That, als der fünfte Tag heraufzog, sah es schlimm aus in den Vorräten und in den Herzen der beiden Gefangenen. Indessen wie immer, „als die Not am größten war, war auch die Hilfe am nächsten“, und ehe noch die Sonne im Mittag stand, blitzte es am Waldrand hin von Rittern und Reisigen, und ein nach Hunderten zählender bewaffneter Zug wandte sich der Stadt zu, an der Warte vorüber. Es war Waldemar. Vor ihn jetzt kam der Streit, und Hans Lüddecke, Urfehde schwörend, erhielt Leben und Freiheit zurück. Mathis aber (nicht weiter genannt) verschwand in dem ihm zukommenden Dunkel.

So die Geschichte von der „Warte“ bei Gransee — eine bloße Fiktion, die aber bereits beginnt sich zur Historie zu verdichten und nach „abermals fünfhundert Jahren“ von andern Historien nicht wohl zu unterscheiden sein wird. Und nicht zu unserm Nachteil; denn auch die dichterische That, wie jede andre, belebt die Schauplätze der Ereignisse und reiht sie in gewissem Sinne in die „historischen Stätten“ ein. Die „Warte“ bei Gransee ist jetzt bereits eine andre, als sie vor fünfzig Jahren war, und selbst der Umstand, daß neuerdings nur das Dreigestell der trigonometrischen Messungen dort oben heimisch war, hat der Plattform, auf der Hans Lüddecke und Türmer Mathis kämpfen sollten, nichts von ihrem romantischen Schimmer genommen.

Wir aber kehren nunmehr auf unsre Lindower Straße zurück, um in raschem Trabe die Stadt zu erreichen, ohne Ahnung davon, daß uns angesichts derselben und trotz zweier offenstehenden Tore bereits ein neuer Aufenthalt erwartet. Aber diese Zweifelt ist es eben. Warum zwei Tore? Diese Frage hält uns fest.

Das Waldemartor

Warum zwei Tore? Sage und Geschichte haben diese Frage zu beantworten gesucht. J. Knuths Geschichte von „Gransee“ erzählt darüber das Folgende: „Alle Städte, die dem falschen Waldemar ihre Tore geöffnet und dadurch sich zu ihm bekannt hatten, wurden, als der bayerische Markgraf wieder herrschte, dahin bestraft, daß sie die Tore zumauern mußten, durch die der falsche Walde-

mar eingezogen war. Diese zugemauerten Tore heißen im Volksmund ‚Waldemartore‘. Hart neben ihnen waren neue, reichgegliederte, mit Türmen und Sinnen geschmückte Torbauten aufgeführt worden, die nun jahrhundertlang den Verkehr vermittelten, bis das neuerblühende Leben der Städte den verhältnismäßig schmalen Eingang der gotischen Portale als eine Unbequemlichkeit empfinden ließ. Da entsann man sich wieder der zugemauerten Stellen, nahm den 500jährigen Bann von ihnen, brach die Steine aus dem alten Rundbogen wieder heraus und schuf so dem Leben und Verkehr eine doppelte Strafe.“

W. Schwarz übrigens in seinen „Sagen und alten Geschichten der Mark Brandenburg“ gibt die Entstehung dieser zugemauerten Tore in zwei andern Lesarten. Die eine übergeh' ich; die andre relativ glaubhaftere faßt die sogenannten Waldemartore als „Wendentore“, durch die man deutscherseits die wendische, als unrein angesehenen Bevölkerung vertrieben, dann aber unter Errichtung neuer Tore die alten vermauert habe. Hiermit stimmt in der Tat überein, daß noch bis ins vorige Jahrhundert hinein in allen Dörfern, wo Deutsche und Wenden zusammenwohnten, die Deutschen sich der gewöhnlichen Kirchentüren bedienten, während die Wenden gezwungen waren, durch eine kleine für sie besonders angelegte Seitentür in die Kirche einzutreten¹.

In Gransee wurde 1818 schon das Waldemartor — ein Name, den ich beibehalte — wieder geöffnet und begann seinem gotischen, etwas unbehaglich-festungstorartigen Nachbar nahezu siegreiche Konkurrenz zu machen, eine Tatsache, die der kleinen Gemeinde der Falschen-Waldemar-Schwärmer vielleicht als von symbolischer Be-

¹ Mir persönlich will es all diesen Auslegungen gegenüber als das Wahrscheinlichste erscheinen, daß die neuen Tore lediglich gebaut wurden, um etwas Befres, Schöneres, auch der Befestigung der Stadt mehr Dienendes, an die Stelle des Alten zu setzen. Genau in derselben Weise, wie man die Wölbungen der alten romanischen Kirchen abbrach und die Rundbögen durch den allgemein-werdenden Spitzbogen ersetzte, genau so machte man es auch mit den Torbauten. Ihre Modernisierung wurde Sache der städtischen Repräsentation, der Fortschrittlichkeit, des Wunsches „nicht zurückzubleiben“. — Im übrigen finden sich solche „zugemauerten Tore“, die immer gradlinig auf die Hauptstraße stehen, vielfach in unsrer Mark, so beispielsweise in Kyritz, Wittstock und Wusterhausen, ferner in Soldin, Friedeberg, Morin, Berlinchen, Königsberg und Landsberg a. W., endlich in Bernau, Fürstenwalde und Mittenwalde.)

deutung erscheinen wird. Wir unsrerseits freilich, den Müller Jacob Rehbock (trotzdem er in der Fürstengruft zu Dessau ruht) für nichts anderes nehmend als er war, meiden umgekehrt mit Geflissentlichkeit die Waldemarysforte und bewerkstelligen unsre Einfahrt durch das stattliche Portal des „Muppiner Tores“, das — wenn auch zurückstehend neben dem berühmten Unglingertor in Stendal — dennoch der Teilnahme wohl wert war, die ihm Friedrich Wilhelm IV. in den vierziger Jahren schenkte, als er an den Superintendenten Kirchner schrieb: „An diesem Tor wird kein Stein gerührt, ohne daß ich zuvor Kenntnis davon erhalte.“

Das Tor liegt hinter uns und unser Wagen lärmt jetzt die Hauptstraße hinauf, an deren linker Seite die beiden Plätze und mit ihnen die beiden Sehenswürdigkeiten die Marienkirche und das Luisendenkmal gelegen sind. Ehe wir dieselben aber auffuchen, benutzen wir zuvor eine kurze Rast in Klagemanns Hotel, um mit Hilfe des Wirtes einen guten Trunk, mit Hilfe seiner Gäste die Geschichte Gransees „frisch vom Fasse zu schlürfen“.

Diese Geschichte geht weit zurück in der Zeiten Lauf, aber erst um 1562 finden wir eine Urkunde, in der Markgraf Johann den Granseern das „Recht seiner alten Stadt Brandenburg“ verleiht. Es fehlt nicht geradezu an Diplomen und Pergamenten aus dieser und der folgenden Zeit, das meiste aber ist verlorengegangen, und die Geschichte der Stadt — in ihren großen Zügen, den Schicksalen aller übrigen Grafschaftsstädte und -städtlein nah verwandt — erzählt sich rasch.

Es ist das alte Lied. Erst allgemeines Dunkel, nur hier und da durch ein kurzes Streiflicht erhellt; dann Kirchen und Klösterbau; dann Säkularisierung; dann Schweden und die Pest; dann ein Dutzend Feuersbrünste mit Hinrichtung dieses oder jenes Brandstifters; dann Beglückung der Stadt durch eine Garnison- bzw. Invalidenkompanie, und gemeinhin damit zusammenfallend: Benutzung alter Klostermauern zu Schul-, Kasernen- und Gefängniszwecken. In dieser Aufzählung liegt nicht nur die Geschichte der Stadt beschloffen, sondern sind auch die einzelnen Jahrhunderte charakterisiert. Es trifft sich dabei, daß das 17. immer das traurigste, das 18. immer das prosaischste ist.

Die große Zeit Gransees war wohl, wie für so viele Städte

unsrer Mark, das 16. Jahrhundert, die Joachimische Zeit. Damals prosperierte alles, und das Kleinbürgertum wuchs fast über sich hinaus. Eine 18 Fuß hohe Mauer mit 35 Wachttürmen besetzt, umzirkte die Stadt, aus deren Mitte die Marienkirche aufstieg, die über Mauer und Wachttürme hinweg weit in das Ruppinsche und Uckermärkische hineinsah: Es war eine feste Stadt, vielleicht die festeste im Ruppinschen. Die Wälle und Gräben blieben bis in den Anfang des vorigen Jahrhunderts hinein, wo sie applaniert und zu Anlagen umgeschaffen wurden, so daß damals 321 Gärten die stehengebliebene Stadtmauer wie ein Frucht- und Blumenkranz umgaben. Ob die Zahl dieser Gärten auch in diesem Augenblick noch dieselbe ist, vermag ich nicht anzugeben, aber auch jetzt noch erschließt einem ein Rundgang um Gransee, besonders um seine nördliche Hälfte, die ganze landschaftliche Lieblichkeit einer kleinen Stadt. Nach der einen Seite hin, in breiter Fläche, Wasser und Wiese und Wald, nach der andern im Schatten alten Mauerwerks die Reihen der Blumen- und Gemüsebeete und eingeschoben in diese, jener abwechselnd von weißen Steinen und schwarzen Kreuzen überragte Garten, der beflissen ist, uns mit Fliederduft und Vogelsang über die Bitterkeit des Scheidens hinwegzutäuschen.

Aber dieser „Gang um die Stadt“ sollte erst bei untergehender Sonne zu mir sprechen; noch war heißer Mittag, und wo besser hätten wir zu dieser Stunde Schutz gefunden, als in der dämmerkühlen Kirche der Stadt.

• Die Marienkirche

ist ein alter, ursprünglich romanischer Bau, dessen Pfeiler noch bis in den Anfang des 13. Jahrhunderts zurückdatieren, während die Wölbungen der späteren gotischen Epoche angehören. Die Kirche ist sehr stattlich und dürfte von keiner in der Grafschaft Ruppin übertroffen werden; am nächsten kommt ihr wohl die Wusterhauser, die in ihrer besten Zeit vielleicht sogar noch reicher geschmückt und mit einer größeren Anzahl von Altären ausgestattet war.

Was neben ihren zwei Türmen äußerlich schon die Granseer Marienkirche auszeichnet, ist die reiche, architektonische Verwendung des vierblättrigen Kleeblatts. Man begegnet diesem Ornament innerhalb der Backsteingotik unsrer Marken allerdings an den ver-

schiedenen Stellen, aber nirgends in gleicher Überschwänglichkeit wie hier. Nicht nur band- und bortenartig an Fries und Strebe-
pfeilern tritt es uns entgegen, sondern die betreffenden Bänder ver-
breitern sich, namentlich am Chor zu ganzen Flächen, so daß tape-
tenartige Wirkungen erzielt werden, ähnlich wie an einzelnen unsrer
modernen Bauten (die Bank beispielsweise) an denen man mit dem
Stein, als handle es sich um eine Tapissierarbeit, allerlei Muster
und Figuren herzustellen beginnt. Im übrigen kann ich nicht be-
haupten, daß diese ganze Flächen füllende Verwendung des an und
für sich hübschen Ornaments eine besonders angenehme Wirkung
auf mich ausgeübt hätte.

Die zwei Türme der Granseer Kirche, die bei ziemlich beträcht-
licher Höhe doch zugleich des seltenen Vorzugs genießen, beide
fertig zu sein, unterscheiden sich dadurch voneinander, daß die Spitze
des einen völlig massiv, die des andern aber als eine bloße Holz-
konstruktion, mit den üblichen Schindeln bekleidet, in die Höhe
steigt.

Die Granseer selbst haben für diese Ungleichheit ihrer Türme
keine andre Erklärung, als die diplomatische Rücksichtnahme auf
zwei rivalisierende Mächte: den Maurer- und den Zimmermeister.
Was dem einen recht ist, ist dem andern billig. Auf der Balancier-
kunst beruht ja so vieles, und neben dem „Europäischen Gleich-
gewicht“, dieser ergiebigsten Nahrungsquelle unsrer Kriege, unsrer
Helden und unsres Ruhms, darf auch das Granseerische seine An-
sprüche erheben.

In dem nach rechts hin gelegenen steinernen Turme befinden
sich, wie billig, die „vier Glocken mit dem harmonischen Geläut“. Bei dem Brande von 1711 stürzten die damals vorhandenen in das
Schiff der Kirche nieder, und der Glockengießer Johann Jacobi zu
Berlin goß aus dem zusammengeschmolzenen Gut die jetzigen vier.
Zwei davon sind interesselos, aber die erste und dritte zeichnen sich
durch ihre Inschriften aus.

Die erste Glocke, bei sechzehn Fuß Umfang, hat folgende Umschrift:
Quum dirissimum ac satis fatale incendium, incuria perditum
fabri, die XIX. Junii anni MDCCXI, exortum urbem totam
cum trecentis aedibus privatis ac sacris, simul omnibus et
publicis deperderet, haec ego campana die XXX. Octobris
MDCCXI reliquias facta a J. Jacobi. (Da eine höchst schreckliche

verhängnisvolle Feuersbrunst, welche durch die Nachlässigkeit eines verruchten Schmidts den 19. Juni 1711 ausbrach, die ganze Stadt mit 300 Bürgerhäusern und zugleich mit allen heiligen und öffentlichen Gegenständen zugrunde richtete, bin ich, diese Glocke, am 30. Oktober 1711 aus den Überbleibseln hergestellt durch Johann Jacobi.)

Die dritte Glocke, bei neun Fuß Umfang, bringt Reimzeilen. Sie lauten:

Gleiche Glut zerstörte mich,
 Gleiche Glut erneuerte mich
 Wie die andern zweehne;
 Drum soll mein Getöhne
 Gott, nächst ihnen, Dir auch singen
 Und Dankopfer bringen.

J. Jacobi goß mich in Berlin 1711.

Das Innere der Kirche bietet weniger als man erwarten sollte, weil das auf den letzten Seiten mehrerwähnte Feuer von 1711 den ganzen Inhalt ausbrannte und nichts übrig ließ als Wände, Pfeiler und Gewölbe. Wie immer rettete der Zufall dieses oder jenes, und dies wenige ist der Kirche als Schmuck aus alter Zeit her verblieben.

Etwas davon zeigt der Altar. 1739 errichtet ist er ein Rokoko-Bau von den üblichen Formen; als Bild aber ist in die von korinthischen Säulen eingefasste Wand eine bunte mittelalterliche Holzschnitzerei eingelassen, so daß der Schrein jetzt eine wunderliche Stilvermählung des 15. und 18. Jahrhunderts repräsentiert.

Noch ein andres Überbleibsel aus mittelalterlicher Zeit (übrigens nicht mehr in der Kirche selbst befindlich) ist eine Reliquienbüchse, die durch ein glückliches Ungesähr erst gerettet, dann aufgefunden wurde. Sie befand sich in dem Altar einer Seitenkapelle, der, weil aus Steinen aufgeführt, dem Feuer getrotzt hatte. Auf diesem Altar nahm Anfang der fünfziger Jahre Superintendent Kirchner eine eingelegte Steinplatte wahr, die hohl klang, wenn man darauf klopfte. Dies bestimmte ihn, die Platte, einen quadratischen Sandstein, herausnehmen zu lassen. Was vermutet war, bestätigte

sich. Unter dem Sandstein befand sich eine Öffnung, von der aus, röhrenartig, und zwar horizontal, ein Kanal auslief, in dem weitere Nachforschungen die oben erwähnte Reliquienbüchse entdeckten. Sie hat die Form einer gedrückten Kugel, ist faustgroß, von Lindenholz und zeigt eine mittelgroße Öffnung, die mittels eines einfachen Deckels geschlossen wird. In dieser Büchse befanden sich außer einem Stückchen Mumie drei Splitter vom Kreuze Christi in ein Stückchen Seidenzeug eingewickelt. Dazu eine Urkunde mit dem Sekretsiegel des Bischofs von Havelberg; die Urkunde selbst zu größtem Teil vermodert. (Büchse und Inhalt sind zur Zeit in Händen des Superintendenten Kirchner in Balchow.)

Von kaum geringerem Interesse sind zwei Grabsteine, die den außergewöhnlichen Grad ihrer Wohlerhaltenheit einem ähnlichen Glücksumstande, wie der erzählte, verdanken. Sie lagen bei Ausbruch des großen Feuers (1711) irgendwo in Chor oder Kirche, wahrscheinlich in Nähe des Altars. Die Flamme und das niederstürzende Geröll hatten ihnen nichts anzuhaben vermocht, und als man zwanzig Jahre später zur Wiederherstellung des Kircheninneren schritt, kam den Werkleuten der glückliche Gedanke, die bei dem Aufräumen mitaufgerissenen Grabsteine bei Pflasterung und Fliesenlegung der Kirche nach Möglichkeit zu benutzen. Als bloße Fliese war aber die glatte Rückseite des Grabsteins viel besser zu verwenden als seine Bildseite, und so kam es denn, daß Bild und Inschrift nach unten kamen. So wurden sie gerettet. Neuerdings aus dem Mittelgange, wo sie lagen, wiederaufgenommen, hat man sie in die nördliche Kirchenwand eingemauert. Es sind zwei Bellins, Vater und Sohn. Der Grabstein des Vaters zeigt ein gutes Ritterbild mit vier Wappen in den Ecken und folgende Inschrift: „Anno 1582 den Tag Mariä Lichtmeß ist der edle, gestrenge, ehrenfeste Hermann Bellin, Erbseß XV. Marckow in Gott seeliglich entschlafen, welcher Seele Gott gnädig sei.“ — Der Grabstein des Sohnes, auch Hermann Bellin, ist klein und von geringerem Interesse.

Neben den Bellins, Vater und Sohn, erhebt sich noch ein dritter um 150 Jahre jüngerer Grabstein, der des Inspektors oder Superintendenten Ernst Germershausen, eines Mannes von einer gewissen städtischen, auch (weil typisch) kulturhistorischen Bedeutung, weshalb wir hier eingehender bei ihm verweilen.

Ernst Germershäufen

folgte 1704 seinem Vorgänger Andreas Seehäufen im Amt und verwaltete es achtundzwanzig Jahre. Über den Gang seines Lebens gibt seine Grabschrift Auskunft, die ich weiterhin mittheile. In die Zeit seiner geistlichen Oberherrschaft fällt das große Feuer von 1711, das 300 Häuser und zu erheblichem Theil auch die Kirche zerstörte. Mit dem Magistrate lebte er in beständiger Fehde, was auf den Wiederaufbau der Kirche nachtheilig wirkte. Die Stadtbehörde verweigerte beispielsweise die Lieferung von Holz, infolgedessen die Kirche drei Jahre lang ohne Dach blieb. Beiläufig eine Strafe, die diejenigen, die sie verfügten, mittraf, wenn wir nicht annehmen wollen, daß sie „aus Rache“ auch die Predigt versäumten. In der Magistratsregistratur ist noch ein starkes Aktenbündel vorhanden, das Kunde gibt von der Erbittertheit der Fehde, die die weltliche und geistliche Macht damals führten.

Aus Predigten, die er hinterlassen hat, erkennt man ihn als einen sehr eigenartigen Herrn. So findet sich in einer Leichenrede aus dem Jahre 1728 folgende sonderbare Stelle über Ebbe und Flut: „Die Lasterer der Religion geben vor, Moses habe aus Hochmuth und Ehrgeiz das Volk durchs rothe Meer in die Wüste geführt, um über sie zu herrschen, und habe des Meeres Ab- und Zufluß verstanden. Allein solche Spötter haben keinen Begriff von der Seefahrt, da den geringsten Schiffsleuten bekannt ist, daß Ebbe und Fluth in der Welt nirgend sei als in der Nordsee, am heftigsten um Schottland, daher man meint, daß dort der Schlund sei, wo das Meer, als wenn es Othem holet, das Wasser gleichsam verschluckt und wieder von sich stoßt, da, je weiter von Schottland, diese Ebbe und Fluth desto weniger zu spüren.“

Er konnte aber auch besser sprechen. So beispielsweise in einer andern Leichenrede, die er im selben Jahre hielt. Sie begann: „Am 6. Mai 1728 starb in seinem 84. Jahre der Vorachtbare und Wohlvornehme Herr Daniel Grieben Senior. Er trat dreimal in den Stand der heiligen Ehe und hinterläßt 16 Kinder, 56 Enkel und 8 Urenkel. Sein Leben und Wandel betreffend, so hat er sich als einen Christlichen und Gottseeligen Bürger wohl aufgeführt, Gottesdienste, selbst in der Wochen, nie versäumt und mit gebührender Andacht das heilige Abendmahl fleißig gebraucht; seine

Kinder und Gesinde zur Gottesfurcht gehalten und wohlerzogen, daß auch, Gott sei Dank, unter solcher starken Zahl kein Ungerathenes vorhanden. Er gab einen guten Haushalter ab; gegen den Nächsten war er mitleidig, so daß er in der Noth mit Getreide und Geld jedermann ohne Eigennuß gern gedienet. Und da ihn Gott im Zeitlichen reichlich gesegnet, hat er sich durch solches weder zu Stolz und Hoffahrt, noch zu Verschwendung bewegen lassen, sondern ist nach wie vor in Gottesfurcht, Demuth und Fleiß verblieben. Viel Menschen hat er mit Vormundschaft und Zurechtweisung ihres Vermögens gedienet und seine Leibs- und Gemüthskräfte Gott zu Ehren und dem Nächsten zu Nuß wohl angewendet."

Das sind Kernworte, die auch den ehren, der sie sprach. Seine andauernden Streitigkeiten mit der Stadtbehörde beweisen nicht allzuviel gegen ihn; sie scheinen, wenn sie überhaupt dazu angetan sind einen Schatten auf seinen Charakter zu werfen, lediglich in einem hochgespannten Selbstbewußtsein ihren Grund gehabt zu haben. Und zu diesem Selbstbewußtsein war er in dem damaligen Granssee vielleicht berechtigt. Er war gelehrt und charaktervoll, in Welt und Büchern gleich erfahren und ragte mutmaßlich um Haupteslänge über den „Magistrat“ hinaus. Um einen Kopf größer sein, ist aber immer ein Verbrechen, und es zeigen, ein doppeltes. Seine von ihm selbst verfaßte Grabschrift gibt uns ungewollt zugleich ein Charakterbild!

Memoria

Ernesti Germershausen Gransoviensium praesulis,
 Cui Magdeburgum vitam, Hamburgum fortunam,
 Maria Germanicum, Atlanticum, Gaditanum Ligusticum
 Thyrrhenum Lignustiana experientiam,
 Urbes Olysippum, Gades, Malaga, Alicante, Genua,
 Livorno, Pisa, Florentia et ipsa
 Roma prudentiam,
 Lichterfelda et Gransoviense Territorium
 Honores conciliaverunt.
 Quibus cum (33) Annos et quod excurrit praefuisset.
 Placide obiit die (6 Decembris Anni MDCCXXXII.)
 Cujus anima requiescat in pace.

Zum Gedächtniß

von Ernst Germershausen, Inspektor zu Gransee,
 Dem Magdeburg das Dasein, Hamburg Vermögen,
 Das Deutsche, Atlantische, Spanische Meer,
 Das Thyrrenische und auch das Ligurische, Erfahrung,
 Die Städte Lissabon, Cadix, Malaga, Alicante, Genua,
 Livorno, Pisa, Florenz und selbst
 Rom Weisheit,
 Die Bezirke von Lichterfelde und Gransee aber
 Amt und Würde gaben,
 Starb, nachdem er sie 33 Jahre und darüber verwaltet, sanft
 Den 6. Dezember 1732.
 In Frieden ruhe seine Seele.

Von der Marienkirche fort wenden wir uns jetzt der andern
 Sehenswürdigkeit der Stadt zu. Es ist:

Das Luisendenkmal

O welche Reife!
 Wie traurig leise
 Durchzogen wir der schwarzen Fichten Nacht.
 Es fielen unsre Tränen in den Sand;
 Sie gab einst Schönheit diesem Land.
 Achim von Arnim

Eh ich das Denkmal selbst beschreibe, geb' ich die Situation.

Am 19. Juli 1810 neun Uhr früh war die Königin zu Hohen-
 Zieritz gestorben. Die Leiche verblieb daselbst noch sechs Tage. Am
 24. wurde sie in Silberstoff gekleidet und in einem schwarz drapier-
 ten Zimmer in Parade ausgestellt. Am 25., in glühender Sonnen-
 hitze, begann die Überführung; Gransee sollte an diesem Tage er-
 reicht werden. So war der Zug:

Oberstallmeister von Jagow und Schloßhauptmann von Buch;
 herzoglich mecklenburgisches Forstpersonal;
 Detachement mecklenburgischer Kavallerie;
 mecklenburgischer Hofstaat samt den Strelitzischen Ministern;

der Herzog Karl von Mecklenburg (jüngster Bruder der Königin)
 und der Oberhofmeister Baron von Schilden;
 der auf Federn ruhende, an den innern Seiten mit Polstern ver-
 sehene Leichenwagen;
 die Oberhofmeisterin Gräfin von Boß;
 zwei preussische Kammerherren;
 die Kammerfrauen der Königin;
 Detachement mecklenburgischer Kavallerie.

An der preussischen Grenze, in Fischerwall, dort wo jetzt am Rande des Waldes ein einfacher Denkstein steht, wurde der Trauerzug von der Leib-Eskadron des Regiments Gardedukorps, von dem Landrat des Ruppiner Kreises, späterem Grafen von Zieten und einer Deputation der Ritterschaft erwartet. In allen Ortschaften, welche von dem Zuge berührt wurden, wie in allen denen, welche bis eine Meile weit von der Landstraße entfernt lagen, wurde mit allen Glocken geläutet. So schritt man auf Gransee zu. Hier war bereits vorher von Berlin aus ein gotisch verziertes, mit schwarzem Tuch bekleidetes Langzelt eingetroffen, das man durch Vorhänge in drei Abteilungen geteilt hatte. In der vordersten standen die Wachtposten der Gardedukorps, in der zweiten der Leichenwagen; in der dritten befanden sich die Personen des Hofes.

An der Stadtgrenze von Gransee, an der sogenannten Baumbrücke, wurde der Zug von den städtischen Behörden empfangen und auf jenen oblongen Platz geleitet, der jetzt den Namen „Luisenplatz“ führt. Die Stelle, wo der Leichenwagen inmitten des Zeltes stand, ist jetzt durch zwei eiserne Fackelhalter hart links neben der Straße markiert. Am 26. Juli früh setzte sich der Kondukt auf Dranienburg zu in Bewegung, am 27. traf er in Berlin ein.

Zur Erinnerung an die Nacht vom 25. auf den 26. wurde seitens der Stadt Gransee und des Ruppiner Kreises das „Luisendenkmal“ errichtet. Es ist von Eisen; einzelnes vergoldet. Schinkel entwarf die Zeichnung; die Berliner K. Eisengießerei führte sie aus.

Dies Denkmal nun, dessen Beschreibung wir uns in nachstehendem zuwenden, besteht aus einem Fundament und einem sockelartigen Aufbau von Stein, auf dem ein Sarg ruht. Über diesem Sarg, in Form eines Tabernakels, erhebt sich ein säulengetragener Baldachin. Die Verhältnisse des Ganzen sind: 23 Fuß Höhe bei

13 Fuß Länge und 6 Fuß Breite. Der Sarg, in Form einer Langkiste mit zugeschrägtem Deckel, hat seine natürliche Größe; zu Häupten ruht eine vergoldete Krone, an den vier Ecken wachsen vier Lotosblumen empor. Die Inschriften am Kopf- und Fußende lauten wie folgt: „Dem Andenken der Königin Luise Auguste Wilhelmine Amalie von Preußen. Geb. den 10. März 1776, gest. den 19. Julius 1810. Nachts den 25. Julius stand ihre Leiche hier.“ Die Inschriften zu beiden Seiten des Sockels sind folgende. Links: „An dieser Stelle sahen wir jauchzend ihr entgegen, wenn sie, die herrliche, in milder Hoheit Glanz mit Engelfreudigkeit vorüberzog.“ Rechts: „An dieser Stelle hier, ach flossen unsre Thränen, als wir dem stummen Zuge betäubt entgegen sahen; o Jammer, sie ist hin.“

Die weiteren Inschriften, die der Gesamtbau trägt, befinden sich teils am Fundament, teils an der Innenseite der großen Eisenplatten, die das Schrägdach des Baldachins bilden. Am Fundament steht: „Von den Bewohnern der Stadt Gransee, der Grafschaft Ruppin und der Priegnitz.“ Die großen Eisenplatten enthalten nur ein Namensverzeichnis und zwar die Namen derjenigen, die sich um die Errichtung dieses Denkmals besonders verdient gemacht haben. Es sind: Joh. Friedrich Klagemann, Burgemeister; Karl Heinrich Borstell, Kammerer; Karl Wilhelm Mezenthin, E. Gottfried Koch, Joh. Andreas Werdermann, Johann Jacob Scheel, Ratsmänner; Johann Jacob Genz, Vorsteher der Stadtverordneten; Friedrich Christian Ludwig Emil von Zieten auf Wustrau, Landrat; Karl Friedrich Schinkel, Baumeister.

Am 19. Oktober 1811 wurde das Monument im Beisein des damals zehnjährigen Prinzen Karl von Preußen enthüllt. Sooft der König später bei Gelegenheit seiner Besuchsreisen nach Neustrelitz Gransee passierte, ließ er den Wagen an dieser Stelle halten, um in wehmütiger Erinnerung das Luisendenkmal zu besuchen. Am Abend des 19. Juli 1860, also am fünfzigjährigen Todestage der Vollendeten, wurde bei Fackelschein und unter dem Geläute aller Glocken eine liturgische Andacht an ebendiesem Denkmal abgehalten. Nicht nur Stadtbewohner, auch Angehörige des Kreises waren in großer Zahl erschienen.

Wie Gransee durch jenes Denkmal sich selber ehrte, so ist auch seit Errichtung desselben ein poetischer Schimmer um die Stadt her, den eben alles empfängt, was früher oder später in irgendeine

Beziehung zu der leuchtend-liebenswürdigen Erscheinung dieser Königin trat. Wenn derselben in den Tagen ihres Glückes ein letzter Zug der Vollendung gefehlt hatte, so entnahm sie ihn den Jahren ihrer Prüfung und ihrem frühen Tod. Die moderne Historie, soweit ich sie kenne, weist kein ähnliches Beispiel von Reinheit, Glanz der Erscheinung und schuldlosem Dulden auf, wobei ich das Gewicht auf das Zusammenwirken dieser drei Eigenschaften lege. Wir müssen bis in die Tage des früheren Mittelalters zurückgehn, um Erscheinungen von gleicher Lieblichkeit (und dann immer nur innerhalb der Kirche) zu begegnen. Königin Luise stand inmitten des Lebens, ohne daß das Leben einen Schatten auf sie geworfen hätte. An Verleumdung hat es nicht gefehlt, aber der böse Hauch vermochte den Spiegel nicht auf die Dauer zu trüben. Mehr als unter der Verleumdung ihrer Feinde hat sie unter der übertreibenden Phrasenhaftigkeit ihrer Verherrlicher zu leiden gehabt. Sie starb nicht am „Unglück ihres Vaterlandes“, das sie freilich bitter genug empfand. Solche Wendungen, die — ohne Kenntniß oder ohne Berücksichtigung des Tatsächlichen — dem einzelnen seine Gefühlswege vorschreiben wollen, reizen nur zum Widerspruch.

Das Luifendenkmal zu Gransee hält das rechte Maß; es spricht nur für sich und die Stadt; es ist rein persönlich in dem Ausdruck seiner Trauer. Und deshalb rührt es.

